



Einmal lasen die beiden Alten im stillen Vorgärtchen ein Kapitel

„Zufall“

oder

Gottes Fügung?

Eine Sammlung von Geschichten aus dem Leben.

II. Bändchen.



Verlag: Geschwister Dönges, Dillenburg.

Alle Rechte vorbehalten.

St. Johannis-Druckerei, Dinglingen (Baden).

Vorwort.

„Zufall' oder Gottes Fügung?“ — Diese Frage legten wir unseren freundlichen Lesern schon einmal vor, als wir eine ganze Reihe von Erzählungen aus dem Leben in einem früheren Bändchen gleichen Titels herausgaben. Für viele ist diese Frage entschieden; aber auch sie werden vielleicht dankbar sein für eine neue Anzahl von Geschichten, die sie in der Überzeugung bestärken, daß „der Zufall der kleine Finger ist an der Hand des Allmächtigen“. — Und andere, die hinter dem „Zufall“ noch nicht diese Hand erkannten, die oft so wunderbare Knoten schürzt und löst, die bald eine unerwartete, bald eine heiß ersehnte, schnelle Hilfe und Rettung bringt, finden vielleicht durch das Lesen einer neuen Anzahl von Geschichten aus dem Leben das nötige Licht, um Gott zu suchen. Und Gott läßt sich allezeit von den Aufrichtigen finden, und zwar nicht nur als der Allmächtige in der Zeit der irdischen Not, sondern auch als der Heiland-Gott und Vater in Jesu Christo, der da heißt „Wunderbarer, Rat“, der herniederkam, um zu suchen und zu retten das Verlorene.

Ach, daß noch bei vielen Menschenkindern sich die Augen öffneten, um zu sehen, und die Ohren, um zu hören, und die Herzen, um zu erkennen, was zu ihrem Frieden dient!

Bemerkt sei noch, daß wir in diesem neuen Bändchen die Erzählungen nicht nach verschiedenen Gruppen eingeteilt haben, wie wir dies in dem ersten Bändchen getan, sondern wir lassen sie in bunter Reihe folgen und hoffen, daß sie durch die Abwechslung des Inhalts nur um so mehr im Segen wirken mögen, wissen aber, daß Gott allein die Herzen segnen kann, und Ihm vertrauen wir, daß Er es in Gnaden tut.

Den Stil anlangend, so ist derselbe, da die Berichte aus verschiedenen Federn stammen, auch naturgemäß bei den einzelnen Erzählungen nicht der gleiche.

Darmstadt, den 16. Oktober 1911.

Der Herausgeber.



1.

Der Diamantring.

„Ach,“ ich wünschte, „daß wir noch einmal jung werden könnten,“ sagte der alte Thomas Witt zu seinem Weibe Britta, während sie sich auf einer Bank vor ihrem Hause niedersetzten; „meine alten Beine wollen gar nicht mehr mit.“ Britta, die eifrig neben ihm saß, schaute ihn nachdenklich an und sagte in ihrer bedächtigen Art, „sieh einmal, Alterchen, ich glaube, daß die nicht so zusammenschrumpfen wie wir“, und hielt ihm dabei lachend eine Kartoffel vor die Augen. „Nun, die kommen auch jedes Jahr neu. Schau einmal unseren Apfelbaum dort bei der Hecke an. Vor fünfzig Jahren, als wir hierher kamen, habe ich ihn gepflanzt, und jedes Jahr treibt er neue Blüten und trägt neue Früchte. Und so, meine ich, sollte es auch bei uns Menschenkindern sein; weißt du nicht, wie der Psalmist dort im 92. Psalm, Vers 13—15, sagt?“ Die alte Frau nickte und sagte: „Ja, Früchte sollten wir tragen; wenn wir, alt und arm, das nur noch könnten. Daß wir alt sind, ist ja noch nicht so schlimm, aber daß unser Alter und noch die Armut dazu uns hindert, anderen zu dienen, das ist es, was mich betrübt. Wenn ich

daran denke, als wir beide noch jung waren und so recht arbeiten konnten, da ging doch kein Armer hungrig vor unserer Thür weg, aber jetzt sind wir nichts als tote Bäume, die nutzlos auf der Erde stehen.“ „Nein, liebe Mutter, sag das nicht,“ sagte Thomas. „Unser Gott und Vater droben kennt uns am besten, und wenn Er es für gut findet, daß wir noch auf dieser Erde bleiben sollen, dann haben wir nicht das Recht zu fragen, warum.“ „Ja,“ murmelte Britta, „so bist du immer gewesen, aber sag mir einmal, wozu sind wir nun siebenzig Jahre auf der Erde gewesen? Vier Kinder hatten wir, alle sind sie uns gestorben. Gearbeitet haben wir von früh bis spät und waren froh, als wir so viel zusammengespart hatten, daß wir uns dieses Häuschen kaufen konnten, und was ist uns übrig geblieben für unsere alten Tage, Schulden, Armut und Not.“ „Nun, was wir mit Besenbinden verdienen, ist doch so wenig nicht,“ sagte der alte Thomas. „Gewiß müssen wir Gott dafür danken,“ antwortete Britta; „aber es reicht nur für das tägliche Brot, es bleibt nicht einmal etwas übrig, daß wir unseren Mitmenschen eine Freude machen könnten, und an einen Notpfennig ist gar nicht zu denken. Kannst du mir nun sagen, wozu wir noch in der Welt sind.“ Thomas Witt stand auf, stellte sich vor sein Weib hin und schaute ihr eine Zeitlang in die Augen, dann sprach er, „ja, das will ich dir sagen, und zwar ganz genau: Wir sind auf der Welt, weil es unserem Gott und Vater wohlgefällt, daß wir Ihn noch immer besser kennen lernen sollen, und weil Er will, daß unsere Herzen recht vor Ihm stehen, um allezeit Seinen wohlgefälligen Vaterwillen zu tun. Dazu sind wir da! Genügt das nicht?“ „Du kannst wohl recht haben, Thomas,“ erwiderte seine nicht glückliche Gefährtin, „aber was meinst du damit, wenn du sagst, wir sollen Ihn besser kennen lernen? Wir kennen Ihn doch nun schon so viele

Jahre.“ „Gewiß,“ sagte Thomas, „ich denke, wir kennen Ihn beide als unseren Gott und Vater in Jesu Christo schon viele Jahre, Ihm sei Dank für diese große Gnade. Aber ich glaube doch, daß wir in früheren Jahren zu viel auf unsere Kraft vertraut haben und zu wenig daran gedacht, daß unser Leben und alles, was wir sind und haben, ein Geschenk Seiner Liebe sind und Ihm geweiht sein soll, der für uns gestorben ist. Und nun nimmt uns Gott etwas von unserer Kraft, läßt uns aber noch leben, um uns lernen zu lassen, mehr auf Ihn zu vertrauen, und uns zu zeigen, wie Er für uns sorgen will. Sollten wir nun nicht auf diese Winke achten und unser Vertrauen mehr auf Ihn setzen?“

Das alte Ehepaar Witt war im Dorfe allgemein als gottesfürchtig geachtet, und jedermann wünschte ihnen nur Gutes für ihre alten Tage. Aber ein besonderer Kummer, von dem niemand im Dorfe wußte, lastete schwer auf den beiden Alten. Ein Kaufmann Rosenthal aus der benachbarten Stadt hatte eine Forderung von 200 Gulden an sie, die auf ihr Häuschen eingetragen waren. Kein Mensch ahnte, wie schwer es den alten Leuten wurde, von dem wenigen, was sie verdienten, die Zinsen für diese Schuld zu erübrigen. Doch Gott, der in das Verborgene sieht, wußte nicht allein, warum Thomas Witt und sein Weib nicht mehr so den Armen halfen wie ehedem, Er wußte auch um ihren Kummer.

So stand es mit Thomas Witt und seinem lieben Weibe, als der Frühlingswind wieder durchs Land brauste und die Bäume prüfte, ob die Blätter fest an den Zweigen saßen. Ganz so brauste auch der Wind der Bekümmernis über die beiden Alten, um zu sehen, ob sie wirklich an Gott festhielten.

Um diese Zeit wollte Vater Witt am Dache seines Häuschens etwas ausbessern, kam aber dabei zu Fall und

brach ein Bein. Mehrere Wochen mußte er still zu Bette liegen. Da wollte Britta schier verzagen, aber ihr Mann wußte sie immer zu trösten, auch als ihr Gichtleiden sich nicht bessern wollte und sie sich kaum mehr fortbewegen konnte. Britta wußte, wie der Glaube ihres Mannes tiefer gewurzelt war als der ihrige, und sie ehrte ihn deshalb; aber ihr Herz war nicht glücklich. Der alte Thomas sah das und litt darunter. Was konnte er tun, als viel zum Herrn flehen, daß Er den schwachen Glauben seiner Frau beschämen und sie aus ihrer Not bringen möchte, vor allem um des Zeugnisses willen im Dorfe, welches wußte, daß Er auf den lebendigen Gott hoffte und Ihn immer als einen Versorger und Erlöser in Jesu Christo gerühmt hatte. — Und Gott antwortete.

Eines Tages lasen die beiden Alten im stillen Vorgärtchen vor ihrer Hütte ein Kapitel aus Gottes Wort und fanden reichen Trost in Seinen Verheißungen und Tröstungen und im Gebet. Dann mußte die Mutter Britta ins Dorf gehen zum Krämer, um etwas Kaffee zu kaufen. Thomas konnte denselben nicht gut entbehren; es war sein Lieblingsgetränk. Britta besorgte ihren Einkauf, und als sie zu Hause ankam, bemerkte sie, daß ihr der Gehilfe des Krämers statt gebrannten, rohen Kaffee gegeben hatte. Als sie sich nun überlegte, ob sie ihren alten Beinen den Weg noch einmal zumuten sollte, und dabei die einzelnen Bohnen durch die Hände gleiten ließ, fühlte sie einen großen und festen Gegenstand in der Hand. Sie untersuchte die Bohnen genauer, und siehe da, es war ein Ring mit einem merkwürdig glänzenden Stein. Britta hielt ihn lange sinnend in ihrer Hand, und als sie ihn gegen das Fenster in die Sonne hielt, schimmerte er in tausend Farben. „Sieh einmal, Thomas,“ rief sie jetzt, „was ich da in dem Kaffee gefunden habe.“ Ihr Mann war ganz erstaunt und betrachtete lange den Ring;

denn ein solches Kleinod hatte er noch nicht gesehen, geschweige in seinen Händen gehabt. Lange betrachteten sie den kostbaren Fund gemeinsam und schätzten, was er wohl wert sein könnte. „Ich schätze ihn auf fünf Gulden,“ sagte Britta. „O viel mehr, Mutter!“ versicherte Thomas, „sicher wohl zehn Gulden.“ „Zehn Gulden? das wären ja die Zinsen von unserer Schuld für das ganze Jahr.“ Dann standen die beiden Alten lange schweigend in ihrem Stübchen und betrachteten den Ring und überlegten. „Wem mag er wohl gehören?“ unterbrach Britta das lange Schweigen. „Uns jedenfalls nicht,“ sagte Thomas, „vielleicht dem Kaufmann?“ „Nein, diesem auch nicht,“ entgegnete die Frau, „denn dieser bekommt den Kaffee immer fertig verpackt, und einen solchen Ring trägt der Kaufmann auch nicht.“ Wieder trat eine lange Stille ein, bis dieselbe durch einen unerwarteten Besuch gestört wurde. Sie waren beide noch ganz in Gedanken versunken, da stand mit einem Male ihr Gläubiger, Herr Rosenthal, vor ihnen. Sie hatten sein Eintreten gar nicht bemerkt, darum war ihr Schrecken um so größer. „Sieh da, Herr Rosenthal,“ sagte Britta ängstlich, denn es war ihr sofort klar, weshalb er sie besuchte. Doch ehe sie noch weiter sprechen konnte, hatte der Kaufmann mit seinen scharfen Blicken den Ring, welcher unverdeckt auf dem Tische lag, bemerkt. „Wo habt ihr den Ring her, wie kommt er in eure Hände?“ fragte er mit unverhohlenem Erstaunen. Die guten Alten versicherten, daß sie auf ehrliche Weise zu dem Ring gekommen seien, und Britta erzählte, wie sie denselben in den Kaffeebohnen gefunden habe. „Hat schon jemand den Ring gesehen,“ fragte der Jude schlau. „Kein Mensch,“ versicherte Mutter Britta. Herr Rosenthal nahm den Ring in seine Hand und betrachtete denselben lange prüfend. Dann legte er ihn wieder auf den Tisch und sagte in ganz gleichgültigem

„Tone, „ich habe mich doch getäuscht, ich glaubte erst, es sei ein Diamantring, aber ich sehe jetzt, daß es nur ein schön geschliffenes Glas ist, und er keinen großen Wert hat.“ „Aber der Ring ist doch von Gold?“ fragte Thomas. „Ja, Gold vom Kupferschmied, kaum einen Gulden wert. Aber nun eine andere Frage, wie steht es mit den Zinsen?“ Vater Witt erzählte nun Herrn Rosenthal, wie er in der letzten Zeit durch seinen Fall vom Dach zurückgekommen sei und bat ihn, sich doch eine Zeitlang zu gedulden, denn er hoffe, ihn mit der Zeit bezahlen zu können. Doch der Kaufmann bedauerte, daß er wohl gezwungen sein werde, im Herbst, um Kapital und Zinsen nicht zu verlieren, ihr Häuschen verkaufen zu lassen.

Die beiden Alten erschrakten sehr und senkten ihre Köpfe. Auch dieses Unglück sollte noch über sie kommen, das Haus, in dem sie schon 50 Jahre wohnten, und das sie durch jahrelange Sparsamkeit erworben hatten, sollte ihnen verkauft werden? Was sollte dann aus ihnen werden? Herr Rosenthal unterbrach das Schweigen und sagte: „Nun, was macht ihr euch Sorgen? Für die fälligen Zinsen ist ja gesorgt. Ihr seid ja immer rechtschaffene Leute gewesen, so will ich sehen, den Ring für euch zu versilbern und mit dem Erlös die rückständigen Zinsen zu decken.“ „Aber, Herr Rosenthal,“ fuhr der alte Witt auf, „der Ring ist nicht unser.“ „Was,“ rief der Kaufmann lachend, „ihr habt ihn doch mit dem Kaffee bekommen, und niemand weiß davon, deshalb kann auch niemand Anspruch darauf machen.“ „O ja, Einer hat es gesehen,“ sagte Thomas ernst. „So? dann habt ihr mich eben belogen,“ rief Rosenthal erregt. „Erst sagtet ihr, kein Mensch hätte den Ring gesehen, und nun redet ihr wieder anders.“ „Es hat auch kein Mensch etwas von dem Ring gesehen,“ sagte Thomas, „aber sieht nicht Gott im Himmel? Sieht Er nicht in das, Ver-

borgene?“ „Weiter niemand,“ sagte Rosenthal verächtlich, „dann gebt den Ring nur her, es soll euer Schade wahrlich nicht sein.“ Doch Thomas hielt den Ring fest und sagte: „Nein, der Ring ist nicht unser Eigentum, und ich werde denjenigen zu finden suchen, dem er gehört. Nimmermehr will ich um schnöden Mammon Gottes Gebot übertreten.“ „Dummes, frommes Gerede,“ schrie jetzt Rosenthal ganz aufgeregt, „denkt doch daran, daß ich Macht habe, euch in Bälde auf die Straße zu setzen. Gebt den Ring her, und ich gebe euch noch zehn Gulden extra.“ — Als nun die beiden Alten sich weiter weigerten, bot der Kaufmann erst fünfzig und dann hundert Gulden für den Ring. Aber Witt blieb fest, und die beiden Eheleute erkannten an der fortgesetzten Zudringlichkeit des Kaufmanns, daß der Ring einen großen Wert haben müsse. Rosenthal hätte am liebsten den Ring mit Gewalt an sich genommen, doch Thomas, der dies merkte, steckte das Kleinod in einem geschickten Augenblick in das Stroh des Bettes. Gerade da klopfte es an die Thür, und herein trat der Prediger des Ortes. Rosenthal trat nun wie ein Geschlagener den Rückzug an und flüsterte Thomas beim Weggehen an der Thür zu: „Wenn euch euer Haus lieb ist, dann sagt kein Wort von dem Ring, morgen früh komme ich wieder.“ Der alte Witt aber atmete auf, als der Peiniger draußen war. „Sie kommen zur rechten Stunde,“ sagten beide wie aus einem Munde, „und ganz sicher hat Sie der Herr zu uns gesandt.“ Sie erzählten nun die ganze Geschichte mit dem Ring, den Witt aus seinem Versteck hervorholte. Der Prediger betrachtete ihn mit Bewunderung und versprach den Freunden, noch an demselben Abend für sie in das Geschäft zu gehen und sich zu erkundigen. Denn auch er fand es ganz selbstverständlich, daß man den Eigentümer des Ringes ausfindig machen müsse. „Aber es soll mich doch wundern,

wem er gehört, sicher einem reichen Manne, denn der Ring hat einen großen Wert. Und zweifellos bekommt ihr demgemäß auch eine Belohnung.“ „Ach, dann können wir vielleicht Rosenthal die Zinsen bezahlen,“ rief Britta aus. „Aber was sollen wir ihm morgen sagen, wenn er wieder kommt?“ Der Prediger, der die Lage übersah, fragte: „Was hat der Mann zu fordern?“ „Morgen früh zehn Gulden, und zu Neujahr wieder so viel,“ sagte Thomas seufzend. „So,“ sagte der Prediger, „gleich schicke ich Euch das Geld für morgen, und für das weitere wird auch gesorgt werden. Ich will mit einigen Freunden sprechen, Gott läßt euch noch lange nicht auf die Straße setzen.“

Der Prediger ging noch an demselben Abend zu dem Geschäftsinhaber und zeigte ihm den reichen Fund in seinem Kaffee. Der Kaufmann war nicht wenig darüber erstaunt. Viel Aufklärung konnte er ihm aber auch nicht geben; etwas Licht kam jedoch in die Sache. Die Sorte Kaffee, in der man den Ring gefunden hatte, war dem Kaufmann direkt durch einen Geschäftsfreund in der Stadt von einer Plantage in Surinam zugegangen. Nun setzten sich beide, der Kaufmann und der Prediger, hin und schrieben an den Plantagenbesitzer. Sie fragten bei ihm an, ob er einen Ring vermisse. Zugleich schilderte der Prediger die Lage der lieben Alten, in deren Hände der Ring gekommen sei. Unterdessen saßen Thomas und Britta wieder wie vor einigen Wochen auf der Bank vor dem Hause und dankten dem Herrn, daß Er ihnen so weit geholfen und sie in der Stunde der Versuchung so gnädig bewahrt hatte.

*

*

*

Verlassen wir aber nun das wackere Ehepaar und seine Freunde für eine Weile und versehen uns nach dem fernen Süd-Afrika auf die Kaffeepflanzung, woher der Ring gekommen. Hier in Guyana, im Nord-Osten von Süd-Afrika, erblicken wir eine ausgedehnte Pflanzung, auf der sich ein Kaffeebaum an den andern reiht. Von hier aus hatte der Kaffee samt dem Ring seinen Weg über das ferne Meer bis in das Häuschen der beiden Alten gefunden.

In der Zeit, als die Kaffee-Ernte im vollen Gange war, machte eines Tages der Pflanzungsbesitzer, ein Herr Luden, seinen gewohnten Rundgang, um nachzusehen, ob die geforderte Arbeit richtig von statten ging. Die gefüllten Kaffeesäcke waren in langen Reihen nebeneinander aufgestellt; Herr Luden ging von Sack zu Sack, prüfte den Inhalt und untersuchte, ob die Neger nicht auch etwa Betrug geübt und vielleicht Steine in die Säcke gelegt, um schneller das nötige Gewicht zu bekommen. Bei dieser Gelegenheit war Herrn Luden der Ring unbemerkt vom Finger geslitten und unter den Bohnen stecken geblieben. Der reiche Mann setzte sich, nach dem Rundgang etwas ermüdet, auf einem Liegesessel an einem schattigen Plätzchen, um etwas zu ruhen. Bald schlief er ein, und wurde erst, als die Sonne schon ziemlich tief stand, durch ein Geräusch in seiner Nähe geweckt. Er sah schlaftrunken auf und bemerkte, wie ein alter Neger, namens Robert, der schon lange auf der Pflanzung beschäftigt war, vorüberhuschte. Die Neger dort waren keine Sklaven, fürchteten aber ihren strengen Gebieter, der sie als Lasttiere betrachtete, fast wie einen Sklaventreiber. Herr Luden rief Robert an, und dieser blieb stehen. „Was wolltest du hier?“ schrie er ihn an. „Ich ging nur hier vorüber,“ antwortete Robert. „Du hast nicht an mir vorüberzugehen, wenn ich ruhe, marsch an deine Arbeit, du altes Faultier!“ Herr Luden machte

sich, einmal aufgeweckt, auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, wollte er noch ein wenig der Ruhe pflegen, er kühlte zunächst seine heiß gewordenen Hände etwas und bemerkte jetzt erst zu seinem Schrecken, daß sein kostbarer Diamantring fehlte. Er besann sich, wo er geblieben sein mochte. Er wußte bestimmt, daß er ihn am Morgen noch anhatte. Jetzt fiel ihm ein, daß er draußen ein wenig geschlafen hatte, und daß Robert eilig dicht an ihm vorübergehuscht war. Natürlich kein anderer als dieser Schwarze konnte den Ring haben; er war sicher der Dieb, das war klar. Der Meger wurde gerufen und scharf verhört, aber er leugnete standhaft, den Ring zu besitzen. Nun mußte die Peitsche in Thätigkeit treten, um den Alten zum Geständnis zu zwingen, aber es war alles vergebens. Der Pflanze war wütend und tobte: „Ich werde den Ring schon aus dir herausbringen. Fort mit ihm ins Gefängnis!“ Dort in einem elenden Loch sollte der Verstockte durch Hunger und Peitschenhiebe schon nach und nach mürbe gemacht werden. Nachdem man ihn nach dem Gefängnis, welches von Ungeziefer wimmelte, gebracht hatte, wurde er noch einmal geschlagen, bis Blut floß, aber immer wieder beteuerte Robert seine Unschuld.

Viele Monate hatte der Arme hier gelitten, nicht nur körperlich, auch innerlich unter der falschen Anklage. Da kam eines Abends mit der Schiffspost an den Pflanze aus Schottland ein Brief, der diesen wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf. Es war der Brief des Predigers aus Schottland, der die Nachricht von dem dort gefundenen Ringe brachte. Es war nach der Beschreibung kein Zweifel, daß es sein Ring war, der Ring, um deswillen der alte Meger Robert schon so viel und so schwer gelitten hatte. Es überlief den stolzen Mann, der bisher weder nach Gott noch Menschen gefragt hatte, heiß und kalt; er

war tief ergriffen. Was sollte er machen? Wie sollte er dem armen Neger, der nun monatelang in seinem elenden Gefängnis schmachtete, gegenübertreten? Diese Gedanken folterten ihn. In der Abenddämmerung eilte er zu der entlegenen, verfallenen Hütte, die dem armen Schwarzen zum Gefängnis diente. Hier stand er unter dem rauschen der Bäume still. Da auf einmal, was war das: Hatte er sich getäuscht; hörte er nicht Stimmen und sogar seinen Namen nennen? Was sollte das bedeuten? Sollte er vielleicht einer Verschwörung oder doch einer Versammlung unzufriedener Neger auf die Spur gekommen sein? Vorsichtig schlich er noch näher hinzu und lauschte. Nun hörte er deutlich, was gesprochen wurde. „Fühlst du dich heute kränker, Robert?“ fragte eine teilnehmende Stimme. „Ja,“ antwortete der Gefangene, „und ich glaube, daß ich bald heimgehen darf.“ „Du bist also in deinem Innern fest überzeugt, daß Gott dir deine Sünden vergeben hat und dich aufnehmen wird in Sein Reich?“ „Ja, das bin ich,“ hörte Herr Luden nun Robert sagen, „und ich bin Gott dankbar, daß ich durch Herrn Ludens falsche Anklage von aller Welt und Arbeit hier abgeschlossen worden bin, und daß Gott Sie zu mir geschickt hat, um mir das teure Evangelium von Jesu, dem Sünderheiland, zu verkündigen. Er hat mich errettet!“ „Aber hast du Herrn Luden auch von ganzem Herzen alles vergeben, was er dir zugefügt hat?“ fragte wieder die unbekannte Stimme. „O, gewiß von ganzem Herzen! Gehen Sie, bitte, zu Herrn Luden und sagen Sie ihm das. Sagen Sie ihm noch einmal, daß der alte Robert den Ring nicht gestohlen hat; und erzählen Sie ihm auch von Jesu Christo, der auch ihn liebe und für ihn gestorben sei.“ „Gewiß, das will ich tun, sobald ich Gelegenheit dazu habe,“ hörte der Pflanzer antworten. Nun konnte dieser sich nicht mehr länger halten, er riß die

Tür auf und sah neben Robert den Missionar sitzen, den er schon wiederholt von seiner Pflanzung verjagt hatte. Im nächsten Augenblick stand der stolze, harte Plantagenbesitzer neben Roberts Lager und streckte ihm die Hand entgegen und bat ihn um Vergebung. Robert und auch der Missionar waren wie Träumende. Die Freude war für beide, besonders den armen Schwarzen, zu groß. „Hat Master auch den Herrn Jesus lieb?“ rief Robert aus.

Eine Stunde später finden wir Robert gebadet und verbunden in einem Schlafgemach des Herrn Juden sauber gebettet. Der Pflanzer sitzt an dem Lager und möchte gern das, was er an dem armen Neger verschuldet hat, wieder gutmachen. Aber deutlich sieht man, daß Roberts Stunden, die er noch hienieden sein wird, gezählt sind. Aber mit Staunen und Bewunderung muß er sehen, welche wunderbare Wirkung das Evangelium an dem Neger vollbracht hatte. Robert konnte nicht genug von der Sünderliebe Jesu rühmen, und immer wieder schloß er mit den Worten: „Auch für Master ist Jesus gestorben.“ Es waren Tage tiefer Seelenübungen, die Herr Juden an dem Krankenlager verlebte. Aber es waren Tage bleibenden Segens, denn sein hartes Herz schmolz und öffnete sich der Liebe des Erlösers, der für Seine Feinde starb und auch die Erlösten lehrt, für ihre Feinde zu beten. Er fand Frieden im Blute des Lammes. So trugen die Leiden Roberts reiche Früchte. Der bekehrte Pflanzer bat nun den Missionar, auf seiner Plantage zu bleiben, um die Neger in Gottes Wort zu unterweisen, und ließ an der Stelle, wo Robert so lange unschuldig gelitten hatte, ein Lokal bauen, in welchem den Schwarzen und Weißen das Evangelium verkündigt wurde. Robert durfte bald heimgehen.

An dem Tage nach Roberts Begräbniß schrieb Herr Juden einen langen Brief an den Prediger in dem fernen

Dorfe in Schottland und bat ihn, ihm den Ring zuzufenden. Dem Schreiben war ein Scheck von großem Betrag für den ehrlichen Finder beigelegt, den sie bei einem Bankhause erheben konnten.

*

*

*

Unsere alten Freunde, Thomas und Britta Witt, hatten die Sache mit dem Ringe Gott befohlen und waren ganz ruhig über den Ausgang der Sache, um so mehr als der Herr sich desselben schon bedient hatte, um ihnen vorübergehend zu helfen. — Aber da besuchte sie eines Tages der Prediger und erinnerte sie daran, daß nächstens der Tag sei, der zugleich der 70. Geburtstag des lieben Witt war, an dem sie ihre goldene Hochzeit feiern dürften. Zugleich sprach er den Wunsch aus, daß die Feier in dem Versammlungshaus abgehalten würde. „Ach, wir einfachen alten Leute,“ meinte Frau Britta, „wir haben weder Kinder noch Enkel, die den Tag mit uns feiern, und das gehörte doch eigentlich dazu.“ „Gut,“ sagte der Prediger, „dann wollen wir an diesem Tage Eure Kinder sein, und alle, die kommen, werden sich mit Euch freuen.“

So rückte der doppelte Festtag heran. Der Prediger und ein Bauer holten die beiden Alten in einem Wagen ab und fuhren sie nach dem festlich geschmückten Versammlungshause. Hier hatte sich der größte Teil der Gemeinde eingefunden, um gleichsam als Kinder und Kindeskinde mit ihnen das Fest zu begehen. Nachdem man Gott für all den Segen und die Liebe, die Er den lieben Alten in ihrem bisherigen Leben so reichlich erwiesen, gedankt hatte, theilte der Prediger dem Jubelpaare noch mit, daß wohlwollende Freunde beschlossen, die Schuld, die auf ihrem Häuschen ruhe, abzutragen, und er überreichte ihnen einen namhaften Betrag als Festgeschenk.

Thomas und Britta waren tief bewegt über die Liebe der Freunde, aber noch mehr jauchzten ihre Herzen Gott, ihrem treuen Vater, entgegen, der sie so zu sagen seit einigen Monaten mit Segen überschüttet hatte.

Aber die Freude sollte noch größer werden. Nachdem der Prediger nämlich noch der Versammlung kurz mitgeteilt, wie er seinerzeit die lieben Alten in Herzeleid gefunden habe darüber, daß sie in ihren letzten Tagen dem Herrn und Seinem Volke nichts mehr mitzuteilen vermöchten, erzählte er die Begebenheit von dem gefundenen Ring und las dann den Brief von Herrn Luden vor. So erfuhren sie nun, wie durch die Nachricht, daß der Ring gefunden worden, im fernen Lande ein armer bekehrter Neger aus seiner Haft befreit worden sei und der Besitzer des Ringes den Herrn Jesum als seinen Heiland gefunden habe. Da wurde ihr Herz erst recht des Lobes voll gegen ihren Herrn und Erlöser; sie priesen Ihn mit nassen Augen, daß Er ihnen seinerzeit Kraft verliehen, der Versuchung zu widerstehen, durch den Verkauf des Ringes sich augenblickliche Erleichterung zu verschaffen. Sie priesen mit der Versammlung die Gnade Gottes, der noch immer Wunder zu tun vermag und Sein Volk nie verläßt, und der stets neue Mittel und Wege hat, die Menschenkinder, wie dort den Neger und den Pflanzler, zu sich zu ziehen. —

So war die Feier des 70. Geburtstages und der goldenen Hochzeit ein erhebender Festtag geworden. Und Mutter Witt sagte, gebeugt unter so viel Liebe und Freude, am Abend daheim zu ihrem Manne: „Ach, lieber Thomas, wie schäme ich mich, daß ich früher so oft geklagt und gefragt habe, warum wir wohl noch auf der Erde seien. O wie sehr habe ich dadurch den Herrn betrübt, und wie wenig noch Seine Güte und Gnade gekannt!“ — „Ja, liebe Britta,“ sagte der treue, glaubensstarke Mann, „und

wenn die Sache mit dem Ring auch nicht geschehen wäre, und Gott nicht so wunderbar eingegriffen hätte, dann wäre Er doch für uns und mit uns gewesen und hätte uns, wenn wir nur mit Ihm gewandelt, droben gezeigt im seligen Lichte, daß unser Verbleiben auf der Erde in Beschwerden und Mühe nicht vergeblich war. Denn Sein Tun ist stets vollkommen; Er ist ‚der allein weise Gott‘ und ist die Liebe. Ja, ‚glücklich sind,‘ wie unser Heiland sagt, ‚die nicht sehen und doch glauben.‘“ —

Weil dem nun also ist, möchten wir jedem Leser, der durch Leiden geht oder im Alter arm und einsam steht und seinen 70. Geburtstag nicht wie die lieben Eheleute Witt mit vielen Geschwistern im Herrn und mit Freunden zusammen feiern kann, noch auch, wie sie, solch wunderbares Eingreifen Gottes erlebt hat, zurufen: „Harre aus, der Herr ist, wenn du Ihm nur angehörst und vertraust, auch dein Schild und großer Lohn.“



2.

Die Begegnung auf dem Wege zum Ball.

Es war an einem meiner freien Samstage, die ich gewöhnlich in einem der hübschesten Landhäuser Schottlands zubrachte. In diesem Hause waren Gottes Wort und die Dinge, welche das Reich Gottes betreffen, der Hauptgegenstand der Unterhaltung. An diesem Tage sprachen wir von den Wundern der Gnade Gottes

im Anschluß an eine neue Erweckung in einer benachbarten Stadt.

Nachdem wir uns über einige besonders erfreuliche Befehrungen, die wir in letzter Zeit erlebt, unterhalten hatten, sagte ein Freund, einer der bekanntesten und beliebtesten Prediger Schottlands: „Nun will ich Ihnen allen auch noch eine Geschichte erzählen, welche Sie sehr interessieren wird. Ich kann für ihre Wahrheit in jeder Beziehung einstehen. Die Hauptperson ist erst kürzlich in Frankreich im Alter von 80 Jahren heimgegangen. Sie war aber seit 60 Jahren bekannt als eine Führerin in den gläubigen protestantischen Kreisen der oberen Klassen im katholischen Frankreich. Von dem Tage ihrer Befehrung an wandelte sie treu auf dem schmalen Wege des Glaubens. Wohin sie ging, trug sie ihr leuchtendes und frohes Zeugnis von Jesu, sowohl in die höchsten Klassen der Gesellschaft, als auch unter die Armen, mit denen sie beständig in Verbindung stand.

„Frau M. war die Tochter einer vornehmen und wohlhabenden Familie in Paris. Als sie ungefähr 20 Jahre alt war, heiratete sie einen jungen Mann von gleichem Reichtum und hoher Stellung. Dieses junge Ehepaar war, wie die meisten ihrer Klasse, recht weltlich gesinnt. Es konnte ja alles mitmachen, was die vornehme Welt ihm bot, und hatte nichts anderes zu tun, als sich zu vergnügen. Wie sich denken läßt, waren beide, Mann und Frau vollständig unwissend über Gottes Wort und Heilsgedanken, obgleich, oder gerade weil sie streng katholisch waren und fleißig zur Kirche gingen und sich all ihren Vorschriften und Übungen blind unterwarfen.

„Einige Jahre waren sie verheiratet, als sie, wie so oft, eines Abends wieder ins Theater oder in die Oper gingen. Ein Stück wurde gespielt, darin die Pariser Blut-

hochzeit, der Hugenottenmord, seine Darstellung fand. Diese war so ergreifend und lebensvoll, daß sie auf Frau M. den tiefsten Eindruck machte.

„Sie fragte noch im Schauspielhaus ihren Gatten mit klopfendem Herzen und angstvollem Blicke, was das Stück für einen geschichtlichen Hintergrund habe. Die Antwort lautete: ‚Nun, du weißt, es ist das Blutbad der Hugenotten aus dem Jahre 1572.‘ — ‚Wie konnte man diese Leute so meuchlings hinschlachten?‘ fragte die junge Frau entsetzt. — ‚Ihrer kezerischen Religion wegen,‘ antwortete der junge Mann ausweichend. — ‚Geschah es aus keinem anderen Grunde?‘ — ‚So weit ich weiß, aus keinem anderen Grunde, sie waren eben Kezer.‘ — ‚Und wer hat das ganze Blutbad angestiftet? Hat wirklich unsere heilige Kirche dieses Morden gutgeheißen oder gar auf ihr Gewissen genommen, weil diese wackeren Leute Christen waren, ohne ihr anzugehören?‘ — ‚Genug,‘ erwiderte ihr Gemahl, durch ihre vielen Fragen verstimmt, ‚sie waren eben Kezer?‘

„Das Schauspiel und die kurzen Antworten, die sie auf ihre ernsten Fragen erhielt, bewegten die junge Frau so mächtig, daß sie ihren Mann bat, sofort mit ihr das Theater zu verlassen.

„Tage vergingen — aber Frau M. konnte unmöglich den erschütternden Eindruck dieses Schauspiels und die Geschichte der Hugenotten von ihrem Geiste verbannen. Fortwährend lag ein Druck auf ihrem Gemüt, bis sie in eine Art Schwermut verfiel, und mit einem Male — sie selbst mußte nicht wie und warum — das Gewicht ihrer eigenen Sünden empfand. Niemand konnte ihr helfen oder sie belehren. Sie besaß natürlich keine Bibel, noch weniger kannte sie das Evangelium in seiner Einfachheit und Kraft.

„Herr M. wurde durch den Zustand seiner Frau ganz

beunruhigt und kam fast außer sich, weshalb er sich an einen Arzt wandte. Als derselbe von der seelischen Not der Dame und von dem Schrecken jenes Theaterabends hörte, nahm er die Sache sehr ernst und sprach sich ihrem Manne gegenüber offen aus: ‚Es ist ein äußerst schwerer Anfall von religiöser Schwermut, an dem Ihre Frau Gemahlin leidet. Sie müssen so schnell wie möglich dagegen einschreiten, sonst wird Ihre Frau in hoffnungslose Melancholie verfallen, ihr Leiden wird unheilbar werden. Sie müssen mit ihr auf Reisen gehen, sie wieder zu Konzerten, auf Bälle, in Gesellschaften führen. Tun Sie alles, was irgend ihren Geist von diesem schrecklichen Gespenst, das ihre Seele bedrückt, ablenken kann.‘ —

„Herr M. drang hierauf in seine Frau, bis sie einwilligte, mit ihm wieder allerlei Vergnügungen und Zerstreuungen aufzusuchen, mehr als sie es je getan. — Abend für Abend gingen sie aus, ins Theater, in Konzerte, auf Bälle und in Gesellschaften; jedoch begleitete ihn seine Frau augenscheinlich nur aus Gehorsam. Sie blieb die Gebeugte.

„Eines Abends nun waren Herr und Frau M. von einer befreundeten Familie zu einem Gesellschaftsball geladen. Sie nahmen die Einladung an und traten eben in die weite Halle ein und gingen den hell erleuchteten Gang entlang, welcher durch eine breite Flucht von Treppen zum Saal führte, wo die Gäste erwartet wurden. In demselben Augenblick tauchte gleich einer Erscheinung ein schwarzgekleideter Herr vor ihnen auf, anscheinend ein Pfarrer oder ein Priester, der gerade auf Frau M. zuschritt und ganz unvermittelt zu ihr sagte: ‚Gnädige Frau, wissen Sie, daß das Blut Jesu Christi uns von aller Sünde reinigt.‘

„Frau M. stand, durch diese unerwartete Botschaft wie festgewurzelt still und schaute den fremden Herrn an. ‚Was sagten Sie,‘ fragte sie. Ausdrucksvoll und ernst wieder=

holte dieser, ohne auf die Umgebung zu achten, seine himmlische Botschaft: ‚Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde.‘ Dann bedeckte er sein Haupt mit dem dunklen Hute, den er ehrerbietig in der Hand gehalten und verschwand so plötzlich, wie er gekommen war. Die Dame blieb noch einen Augenblick bestürzt stehen, dann schaute sie zu ihrem Gemahl, der gleichfalls ganz betroffen war, fragend auf und sagte: ‚Was war das für ein wunderbares Wort an diesem Orte! Und warum mußte es mir gebracht werden?‘ Als sie so sprach und noch über die wunderbaren Worte und ihre Bedeutung nachsann, indem sie dabei die letzte stattliche Treppe emporstieg, überkam sie plötzlich ein so kostbarer Friede, daß ihr Herz vor Freude hüpfte; denn hatte sie nicht gehört, wo sie Reinigung und Vergebung ihrer Sünden fand? — Selbst ihr Antlitz soll, wie ihr Mann nachher erzählte, auf einmal hell geworden sein, strahlend von innerem Glück nach so langem Druck des Gemüths. — So trat sie in den Salon ein, und sich der Dame des Hauses nähernd, rief sie ihr zu: ‚Ich habe eben eine so kostbare Botschaft gehört! Wie macht sie mich glücklich! Ob Sie sie wohl auch schon kennen? ‚Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde.‘

„Wie vorauszusehen war, was aber die jetzt so überströmend Glückliche nicht ahnte, wurde die Frau des Hauses über diese Worte ganz betroffen. Und ihr Erstaunen verbreitete sich bald im ganzen Saale, als Frau M. auch zu den anderen Gästen von nichts anderem zu reden wußte, als von ihrem neugefundenen Glück. Bald flüsterte man sich von Ohr zu Ohr: ‚Frau M. hat den Verstand verloren.‘ Doch wie Paulus war sie ‚nicht von Sinnen‘, sondern wie jener, die glücklichste von allen, voller Freude über den wunderbaren Frieden Gottes.

„Herr M., dem die ganze Sache höchst peinlich war, ging mit seiner Gattin früher als sonst nach Hause. Während einiger Tage war Frau M. überglücklich. Immer und immer wiederholte sie die Worte: ‚Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde!‘ — Ihre Schwermut, ihre sogenannte religiöse Überspanntheit, ihr Gemütsdruck — alles war auf einmal fort; ein unaussprechlicher Friede und eine nie geahnte Freude beselte sie. Jedem, der ins Haus kam, ihren Dienstboten und ihren Freunden und Anverwandten, soweit sie mit ihr verkehrten, blieb das nicht verborgen; aber man erkannte die Ursache nicht, daß es nämlich das Werk Gottes war, der ihr durch Sein Wort Frieden gegeben hatte, Frieden durch den Glauben an das Blut Jesu Christi.

„Als Frau M. erfuhr, daß dieser wunderbare Spruch der Heiligen Schrift entnommen war, ruhte sie nicht, bis sie eine Bibel besaß. Und sie fand das Wort zu ihrer großen Freude nach langem Suchen. Durch treues Forschen im Worte Gottes wurde ihr Herz naturgemäß in der Gnade und Wahrheit des Herrn befestigt. Ihr Friede erstarkte, und ihre Freude war dauernd. —

„Ihr Gatte, vielleicht nun selbst in seinem Gewissen beunruhigt, wollte Klarheit haben über den Grund und die Ursache der Veränderung bei seiner Frau, darum ließ er den Arzt zum zweiten Male kommen. Der Arzt, der Frau M. seit Monaten nicht mehr gesehen, war sehr überrascht, diese jetzt so glücklich und munter zu finden. Aber als er den Grund ihres Glückes und inneren und äußeren Wohlergehens vernahm, daß sie durch den Glauben an das Blut Jesu Bergabung und Frieden mit Gott gefunden habe, machte er ein bedenkliches Gesicht. Denn der natürliche Mensch, wie wir wissen, vernimmt nicht oder versteht nicht die Dinge Gottes, bis auch sein Gewissen und Herz durch den

Geist Gottes erleuchtet und ergriffen ist. Ja, der gelehrte Mann erklärte Herrn M. kopfschüttelnd: ‚Da ist noch ganz dieselbe religiöse Überspanntheit bei Ihrer lieben Frau Gemahlin. Es ist ein überaus schwerer Fall. Die ernste Krankheit hat nur ihren Charakter verändert. Derselbe äußerte sich zuerst in Schwermut und nun in Überspanntheit, in großer Freude. Ich fürchte, der jetzige Zustand ist noch ernster als der frühere. Sie müssen Ihre Frau äußerst gewissenhaft überwachen und alles tun, was ihren Sinn zerstreuen kann.‘

„Mehr konnte der Arzt nicht sagen; er glaubte den besten Rat gegeben zu haben. Aber Frau M.'s Freude und Ruhe im Herrn nahm nicht ab. Im Gegenteil, immer mehr kam das neue Leben in ihr in Wort und Wandel zum Ausdruck. Die Bibel war nun ihre tägliche Begleiterin, und Frau M. wurde ein helles Licht und liebliches Zeugnis für den Herrn Jesum, ihren Erlöser und Herrn. Wieder und wieder bat sie ihren Gatten, doch auch Jesum als seinen Erretter anzunehmen. Sie brach vollständig mit der Welt und dem Besuch der römischen Kirche, und Gott ließ sie von einigen wahrhaft gläubigen Protestanten hören, die sich aus Gottes Wort erbauten. In diesen gläubigen Kreisen verkehrte sie nun und fuhr fort, ihr Licht in ihrer dunklen Umgebung hell und deutlich leuchten zu lassen; so wurde sie ein wahres Zeugnis und ein Segen für viele.

„Herr M., ihr Gatte, forschte auch ab und zu in Gottes Wort und suchte das gesegnete Teil, das seine Frau beglückte, ohne jedoch mit der Welt zu brechen. Auch suchten seine weltlichen Freunde ihn festzuhalten. Eines Abends hatte er eine Gesellschaft von Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern eingeladen. Im Laufe der Unterhaltung kam man auch auf die Religion zu sprechen, welche allgemein, ohne Rücksicht auf die Frau des Hauses zu nehmen, sei's, daß

man ihre Stellung nicht kannte, sei's, daß man sie in den Augen ihres Mannes herabsetzen wollte, als Aberglauben und Einbildung bezeichnet wurde. Bald erging man sich sogar in unehrerbietigen Reden und Spöttereien über die Bibel und ihre Lehren und Personen. Da konnte Herr M. nicht länger schweigen. „Meine Herren,“ sagte er, „ich kann nicht gestatten, daß das Wort Gottes und die Lehre Jesu in meinem Hause verachtet und zum Gegenstand des Spottes gemacht werden. Auch ich glaube an die Heilige Schrift und bin überzeugt, daß Jesus Christus der Sohn Gottes und unser Erretter ist; Sein Blut reinigt uns von aller Sünde.“ —

„Die Wirkung dieser Rede kann besser gedacht, als beschrieben werden. Herr M., der nie zuvor seinen Glauben oder seine innere Überzeugung ausgesprochen hatte, war mit diesem freien, mannhaften Bekenntnis zur großen Freude seiner glücklichen Frau entschieden auf die Seite des Herrn und Seines Volkes getreten. Er brach gleichfalls mit der Welt und der römischen Kirche, und sein ferneres Leben bezeugte es vor jedermann, daß Gottes Wort und Geist auch in ihm neues Leben geweckt hatten.

„Herr und Frau M. konnten nun gemeinsam Gott dienen und in den Wegen des Herrn wandeln. — Frau M., die so wunderbar in einem Theater erweckt und auf dem Wege zu einem Ball bekehrt worden war, lebte noch sechzig Jahre und ist erst vor wenigen Monaten heimgegangen. Bis zu ihrem seligen Heimgang war und blieb sie die entschiedene Christin, die treue Zeugin des Herrn, eine Führerin für viele Herzen zu Christo und zu Seinen Segnungen.

„Frau M. durfte einige Jahre nach ihrer Rettung auch das Werkzeug kennen lernen, dessen der Herr und Heiland sich bedient hatte, um ihr verwundetes und heilsverlangendes Herz zum Frieden mit Gott zu führen, es war der wackere

gläubige Pfarrer P., dessen Bekennermut wohlbekannt ist. Er hatte an jenem Abend geschäftlich bei einer Familie in einem anderen Teile jenes vornehmen Hauses zu tun. Als er die Treppe herabkam und die Gäste im Ballkostüm ihm begegneten, ergriff ihn tiefe Wehmut mit diesen armen Menschen, die in der Zerstreuung der Welt ihre armen, freudeleeren Herzen heilen oder doch für einen Abend betäuben möchten. Die Liebe Christi drängte ihn, ein kurzes Wort an eine der vorübergehenden Personen zu richten. Und ohne sich lang besinnen zu können, rief er Frau M. das ernste Wort zu: ‚Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde.‘ —

„Daß gerade die ihm völlig unbekannt und sich nach Frieden mit Gott sehrende M. die Person sein mußte, der er das Wort zurief und gerade dieses Wort, das war gewiß kein ‚Zufall‘, sondern Gottes wunderbare Fügung. Ja der Gott, der den Philippus von Samaria auf den Weg nach Gaza sandte, um dem heilshungrigen Kämmerer das Evangelium von Jesu zu verkündigen, kann auch heute noch Wunder Seiner Gnade tun. Gott hat nicht vergessen, gnädig zu sein, und der Heilige Geist hat nicht aufgehört, die Menschen von ihren Sünden und die Welt von Gerechtigkeit und vom Gericht zu überführen, noch auch die Erlösten in ihrem Zeugnis und Dienste für Jesum Christum zu leiten, wenn sie nur Ihm treu leben wollen, der für sie gestorben ist.“



Die Einquartierung.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in einem württembergischen Dorfe ein wohlhabender Bauer. An ihm hatte Gott sich oft bezeugt; Er war ihm nachgegangen in Seinem Erbarmen, in Seiner Liebe. Aber was war die Folge? Offenbarung der verborgenen Feindschaft wider Gott und wider die, die Seine Zeugen waren. Alle Langmut, alle Liebe Gottes fruchtete vorläufig nichts bei ihm; ja, es schien, als würde sein Herz nur immer dunkler und feindseliger. Es war längst bekannt, daß er die „Frommen“ haßte, und ihnen, wo er nur eben konnte, ein Leid oder Schwierigkeiten bereitete.

Es kam die Zeit der Befreiungskriege. Das Dorf erhielt für einige Zeit Einquartierung, und zwar eine Abteilung russischer Soldaten. An vielen Stellen, so auch in diesem Dorfe, wurden die Russen, nicht immer ohne Grund, recht gefürchtet.

Nun geschah es, daß in einem Bauernhause des Dorfes, in welchem christliche Versammlungen stattfanden, ein Russe einquartiert wurde. Als die Gläubigen nun zur gewohnten Stunde mit ihren Bibeln und Gesangbüchern hier zusammenkamen, stellte sich auch der Russe ein und setzte sich in das Zimmer. Die meisten wurden zaghast. Doch nach einigem Zögern begannen die Christen, wenn auch zumeist hangen Herzens, ihre „Stunde“ mit Gesang und Gebet. Kaum hatte der Russe bemerkt, zu welchem Zweck die Leute zusammengekommen waren, da faltete er mit freudestrahlenden Augen seine Hände und setzte sich in den Kreis der Versammelten. Er verstand kein Wort, aber sein Herz war

offenbar glücklich und gesegnet. Er war dankbar, da zu sein, wo Jesus Christus gepriesen und Sein Wort betrachtet wurde. Die Furcht der Gläubigen war in einem Nu verschwunden, und es war ihnen eine große Freude, den Fremden in ihrer Mitte zu haben. Ja, sie waren durch seine Gegenwart, Andacht und Freude mitgesegnet. Und mit besonderem Dank durften sie die Versammlung beschließen. Der russische Soldat aber fehlte, so lange er in dem Dorfe im Quartier lag, in keiner Versammlung.

Kurz nach der Einquartierung nun geschah es, daß die Soldaten im Dorfe umquartiert wurden, und wieder durch einen „Zufall“, nein, wieder durch eine göttliche Fügung, kam er in das rechte Haus, dahin er ebenfalls nie von selbst den Weg gefunden hätte, dahin er aber gleichfalls Segen bringen sollte, in das Haus nämlich des feindlichen Bauern. Gott hatte offenbar Gedanken des Friedens über ihn.

Unser russischer Freund hatte in der Absicht, die Zusammenkunft der Gläubigen treu weiter zu besuchen, seinen neuen Hausleuten bedeutet, daß er sein Abendessen zeitig haben müsse. Dieser Bitte wurde indessen nicht Folge geleistet, wahrscheinlich, weil man ihn nicht verstanden hatte. Kaum hatte sich der Russe zum Abendessen niedergesetzt, als draußen die Uhr die Stunde schlug, in der seine neuen Freunde zu Gottes Wort zusammenkamen. Eilig sprang er auf, kleidete sich an und nahm beim Hinausgehen den Hausherrn am Arm mit den Worten: „Bauer, komm mit!“ Der Bauer geriet außer sich; er konnte sich das Verhalten des Soldaten nicht erklären. Er dachte schon, das vorgesezte Abendbrot sei ihm zu gering gewesen, und er wolle ihn jetzt bei seinem Borgesezten verklagen. Zitternd vor Angst folgte er dem Russen. Doch wie wunderte er sich, als dieser sich anschickte, in das Haus der Frommen

zu treten. Seine Schritte stockten, er wollte nicht folgen. Er wäre ihm lieber zum Quartier des Offiziers gefolgt, als in dieses, ihm in der Seele verhaßte Haus. Doch der Russe, der sein Zögern bemerkte, aber nicht verstand, griff aufs neue den Bauern fest am Arm und rief ihm zu: „Komm, Bauer, komm!“ Dieser konnte nicht anders, er mußte, ob er wollte oder nicht, dem Soldaten folgen.

Diesen neuen Gast hatten „die Ständler“, wie man sie nannte, allerdings nicht erwartet. Auf den Besuch des im ganzen Dorfe als gottlos und als Feind der Kinder Gottes bekannten Bauern hätten sie zuletzt gerechnet. Wieviel Trübsal und Herzeleid hatte er ihnen schon bereitet; und nun sahen sie ihn plötzlich mit ihrem jungen Freunde in ihrer Mitte. Zunächst mit gemischten Gefühlen und zum Teil mit beklommenem Herzen erflehten sie von Gott besondere Gnade zu ihrer „Stunde“.

Der Bauer saß still auf seinem Plage. Wie gerne wäre er entflohen! Aber er getraute sich nicht. Und siehe, sein felsenhartes Herz wurde zerschmettert von dem Hammer Gottes, d. h. durch Sein Wort (Jer. 23, 29); seine Seele und sein Geist wurden durchdrungen von diesem zweischneidigen Schwerte (Hebr. 4, 12. 13). Er merkte zu seinem Schrecken, daß alles, was in ihm war, bloß und aufgedeckt lag vor den Augen Dessen, mit dem er es zu tun hatte. Das Wort Gottes traf und zerschmetterte ihn. Noch in dieser Stunde beugte er sich. Er, der bis heute mit kaltem Stolze und voll Bitterkeit die Kinder Gottes verfolgt hatte, saß nun in ihrer Mitte als ein gebrochener, als ein hilfsbedürftiger Sünder, als einer, der Gnade und Frieden bei Gott suchte.

Mit großem Staunen gewahrten die Gläubigen ihres Feindes Seelennot, und mit großer Freude verkündigten sie ihm die frohe Botschaft von Gottes Gnade und Heil.

Sie wiesen ihn hin auf Den, der für die Verlorenen gekommen ist. Der Herr Jesus, der Sünderheiland, aber öffnete sein Herz, daß er Vertrauen faßte zu Ihm, dem Erlöser; und er, der weiland bittere Feind, wurde begnadigt bei Gott. Ja, die Gnade Gottes unterwies und befähigte ihn, daß er noch zu großer Freude der Gläubigen ein treuer Nachfolger seines Heilandes und Herrn wurde.



4.

Der wiedererlangte Hundertmarkschein.

Einem großen Möbelhändler zu N. führte seine verwitwete Mutter die Haushaltung; diese war eine Gläubige. Sein erheblich jüngerer Bruder war Lehrling in dem Geschäft. Eines Tages gab der ältere Bruder dem Lehrling den Auftrag, nach der Bank zu gehen, um dort einen Hundertmarkschein in kleines Geld auszuwechseln zu lassen, da er am andern Tage seine Arbeiter damit ablohnen wollte; dabei gab er ihm die strengsten Weisungen, ja vorsichtig mit dem Gelde zu sein, was der Junge auch versprach. Der Weg zur Bank führte über den Fluß. Dort bei der Brücke trifft er Freunde, die eifrig ihr Spiel treiben. Er will an ihnen vorbei, aber sie versperren ihm den Weg und überreden ihn, mitzuspielen. Er gibt nach, legt seine Mütze auf das breite, steinerne Brückengeländer und unter die Mütze den Hundertmarkschein; er meint, ihn gut geborgen zu haben. Während des Spieles segt ein Windstoß die Mütze samt Hundertmarkschein in

den Fluß. Als der Junge nach kurzem Spiel sich wieder auf den Weg zur Bank machen will, ist Müze und Geld verschwunden. Nach langem Suchen gelang es, die Müze zu finden, und zwar im Wasser schwimmend, aber das Geld, wo war das? Er wußte, daß sein Bruder ein durchaus rechtlicher, doch dabei auch strenger Mann war. Darum wagte er zuerst gar nicht nach Hause zurückzukehren. Nach einiger Zeit schlich er sich durch die Hintertür ins Haus hinein, traf die Mutter in der Küche und bat sie, mit ihm hinauf in seine Schlafstube zu kommen, er sei in großer Not und Angst und wisse nicht, was er tun solle. Unter vielen Tränen legte der Junge ein offenes Geständnis ab; die Mutter weinte mit ihm, dann sagte sie: „Mein armes Kind, ich weiß dir keinen Rat, weiß auch niemand, der uns helfen könnte, doch — Einen weiß ich, komm, knie nieder, wir wollen beten und Den anrufen, der gesagt hat: Rufe Mich an in der Not, so will Ich dich erretten, und du sollst Mich preisen!“ Sie knieten miteinander nieder, die Mutter betete. „Dies Gebet der Mutter,“ so bezeugte dieser Junge später seinen eigenen Kindern, „war der Wendepunkt in meinem Leben, und gab mir den ersten, nachhaltigen Anstoß zu einem neuen Leben; es wurde die erste Veranlassung zu dem Wege, welcher mich unter des Herrn wunderbarer Leitung später in den Dienst der Mission nach Südafrika führte.“ Was war nun der Erfolg dieses Gebets? Mutter und Sohn standen auf, die Mutter sagte: „Ich will gleich mit dir gehen und dir noch einmal am Flusse suchen helfen; bei Gott ist nichts unmöglich, vielleicht läßt Er uns das Geld wiederfinden.“ Am Flusse suchten sie eine Zeitlang vergeblich, bis sie an eine Stelle kamen, wo der lange Zweig eines Strauches ins Wasser hinabhing, der das angetriebene Gras und Laub aufgefangen hatte. Dort fan-

den sie den verlorenen Hundertmarkschein völlig durchnäht, aber sonst unverfehrt. — Die Mutter eilt nach Hause, trocknet den Schein am Ofen, glättet ihn und eilt mit dem Jungen zur Bank. Der Geldschein wird untersucht und als vollwertig angenommen; mit dem gelösten Kleingelde in der Tasche und überströmenden Dankgefühlen in ihrem Herzen kehren Mutter und Sohn nach Hause zurück.



5.

Die Posaune des Gerichts.

Sar wunderbar und seltsam durchkreuzen sich die Pfade dieses irdischen Lebens. Der Mensch hat oft verborgene Gänge und geheime Schliche, die er allein zu wissen und zu kennen glaubt; aber wie geht er irre!

Mitten im Walde in einer Gegend Mitteldeutschlands wurde in einer Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmondes eine schreckliche Tat vollbracht. Ein Mann kniete auf einem anderen, der gemordet da lag. Die wenigen Sterne leuchteten bei diesem nächtlichen Auftritt, der Mond verbarg sein blasses Gesicht hinter einer finsternen Wolke, die erschrockene Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesang, als der Knieende den Dahingestreckten ausuchte und alles, was er an Geld und Geldeswert fand, zu sich steckte.

Jetzt nahm er den Geplünderten auf die Schulter und wollte ihn hinabtragen an den Strom, der fernher rauschte, um ihn dort im Wasser zu begraben. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der toten Last. Der Mond war aus

seinem dunklen Verstecke wieder hervorgetreten und warf sein sanftes Licht durch die hohen Stämme. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des bekannten Liedes: „Denkst du daran!“ Dem Tragenden ward es schwarz vor den Augen, kalt und heiß lief es ihm über den Rücken, und es war ihm, wie wenn die Reiche lebendig würde und ihn erwürgen wollte. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter.

Endlich am Strome blieb er stehen und atmete wieder und lauschte dann begierig; alles war still, und nur die Wellen flossen schnell dahin, als wollten sie wegfliehen von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt und war böse über sich selbst, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von sonderbarer Furcht so forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, lief bergauf und bergab, der Schweiß rann ihm von der Stirne: es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Während er suchend so durch das Dickicht drang, fuhr mancher Nachtvogel über oder neben ihm auf und davon; aber der Mörder erschrak ob dem Vogelgeschrei jedesmal ebenso sehr als der Vogel ob dem Rauschen durch die Blätter. Lange stürmte und spürte er links und rechts, auf- und abwärts, nirgends aber fand er das Gesuchte. Vorher fürchtete er, der Leichnam bleibe ihm auf dem Rücken kleben, und war froh, sich von der Last entledigen zu können; jetzt geriet er wieder in Angst und war betrübt, weil er den Gemordeten nicht wieder finden konnte. Er blieb stehen, um sich die Gegend genau zu vergegenwärtigen, aber kaum war er drei Schritte gegangen, da war er wiederum irre. Alles flimmerte vor seinen Augen, und es war ihm, als ob die Bäume auf und nieder wandelten, um ihm den Weg zu versperren. Das Morgenrot stieg endlich hinter dem Walde über den Rhein hervor, und der Mond duckte sich hinter

den Berg; die Vögel erwachten, schwingen sich auf aus dem niedern Gebüsch und aus dem blühenden Walde und sangen ihre hellen Lieder, vom Tale und aus den Bergen hörte man Peitschenknallen. Der Mörder machte sich eiligst davon. — —

Die Leiche wurde gefunden, ärztlich und gerichtlich untersucht und dann nach dem nächsten Dorfe gebracht. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, keine Schriften, kein Zeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten hätte erkennen mögen.

Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche oben auf dem Hügel lag, sollte nun anderen Tages der tote Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Leichenzuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen (es war Sonntag). Jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Teilnahme an den Tag legen. Still, ohne laute Klagen, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Prediger fühlte sich gedrungen, einige Worte zu sagen und hielt eine ergreifende Rede.

Zuerst redete er den Entseelten an:

„Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, ob nicht irgend ein lieber Freund, ob nicht deine Eltern in diesem Augenblicke noch dich erwarten und zu sehen verlangen? Möge Der, der alles kennt und alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seele der Deinigen senden! Wohl weiß der Mensch, wie er ausgeht, aber wie er wieder zurückkehren wird, das ist ihm unbekannt. Glückliche ist darum der Christ, der ausgeht im Namen des Herrn und auf allen seinen Wegen Gott zu seinem Begleiter wählt und Sein heiliges Gesetz zur Richtschnur aller seiner Schritte und Tritte. Glückliche, ja selig ist darum jener Christ, der, ein-

gedenk der Worte unseres heiligen Erlösers, der uns Sterblichen zuruft: „Ihr aber, seid bereit (zum Tode), denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde,“ sein Gewissen rein bewahrt und jede Stunde den Tod erwarten kann, ohne von ihm überrascht zu werden. Wohl dir, o Fremdling, wenn du durch Gottes Gnade und Jesu Blut bereit gewesen bist. Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher du kamst, wohin du gingst; aber derjenige, der deinen Eingang und deinen Ausgang kannte, der jedes Seiner Geschöpfe mit Namen nennt, und dessen Auge über alles offen ist und sogar die tiefsten Heimlichkeiten der Herzen schaut, Er hat dich gekannt; Er sah dein Leben, deine Handlungen, Er wußte deine Gedanken, deine Absichten; wohl dir, wenn du auch auf dem letzten Gange die Wege des Herrn gingst. Unbekannt wie dein Lebenslauf ist uns dein Los in der Ewigkeit. Unbekannt ist uns deine Schuld auf Erden, wie auch dein ewiges Teil vor Gott, deswegen ist es uns auch nicht erlaubt, ein Urteil über dich zu sprechen. Dem höchsten Richter allein steht es zu, ein Urteil zu fällen! Aber wir wissen aus Seinem Worte, was das Teil der Gerechten und der Gottlosen ist.“

Dann fuhr der Prediger zu den Versammelten fort: „Erhebet mit mir eure Hände, ihr alle, die ihr diesem Trauerzuge euch angeschlossen,“ und alle hoben die Hände empor; dann sprach er wieder: „Wir erheben unsere Hände zu Dir empor, o Allwissender. Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne und vor Deinem Angesichte bekennen wir laut, wir sind rein von dieser Tat. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wer du auch seiest, und wo du auch weilest, der du deinen Nächsten in Waldesnacht erschlugst, das Schwert des göttlichen Gerichts schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehre um und bereue deine Tat,

solange es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel, denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts . . .“

Da, plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran!“ Alles schwieg und hielt den Atem an. Aus der Mitte der Versammelten aber stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin der Mörder!“ —

Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumütig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er gedient, verspielt habe, wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe, wie die Töne des Posthorns ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt habe, da er sie zum Himmel erhob, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns bei der Rede des Predigers sein Gewissen erschüttert und ihm das Geständnis ausgepreßt hätten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug wieder den Berg hinabbewegt; mit zitternder Seele, Tränen in den Augen kehrten viele heim und sagten: „Wahrlich, heute haben wir es wieder erleben und sehen dürfen, daß es einen Gott gibt!“



6.

Das Loch im Stiefel.

In einer unserer großen Städte sah man eines Morgens in aller Frühe einen jungen Mann eiligen Fußes die Straßen durchschreiten. Sein Äußeres ließ erkennen, daß er den besseren Ständen angehörte. Und in der That, seine Eltern waren angesehen und wohl-

habende Leute, so daß unserem jungen Freunde äußerlich nichts fehlte. Er selbst hatte mit Erfolg studiert, und war seit einiger Zeit ein beliebter Mitarbeiter an einem der ersten Tageblätter. Aber weder die Anerkennung und Freundschaft, welche er im Kreise seiner Bekannten und Mitarbeiter genoß, noch die günstigen, irdischen Umstände vermochten ihm wahre Befriedigung des Herzens zu geben. Im Gegenteile bemächtigte sich seiner eine steigende innere Unruhe, verbunden mit einem tiefen Gefühl des Unbefriedigtseins. Ja, in Wahrheit, das Leben, die Welt vermochte ihm nichts Verlockendes mehr zu bieten, er war ihrer Vergnügungen und Bestrebungen satt, und von Herzen des Lebens überdrüssig. Die letzten Tage hatten in ihm den Entschluß reifen lassen, seinem Leben in dieser Welt ein Ende zu machen, und das glaubte er um so leichtfertiger tun zu können, als er an ein Fortleben im Jenseits, an Gott und an eine gerechte Vergeltung nicht glaubte.

Mit dieser Absicht nun sehen wir ihn der großen Brücke, welche über den nahen Fluß führte, zuschreiten. Als er dieselbe erreicht hatte und eben das Geländer derselben übersteigen wollte, um sich dann mitten in den Fluß zu stürzen, bemerkte er ein kleines Loch in seinem Stiefel. Obwohl er stets mit peinlicher Genauigkeit auf seine Kleidung und sein Äußeres achtete, war ihm dieser kleine Schaden am Stiefel bisher entgangen. Und wer kann's verstehen, denn kaum ist's zu glauben, daß der Selbstmörder durch den Anblick des Loches im Stiefel verwirrt, von seinem schrecklichen Vorhaben abgehalten wurde! „Was wird man von mir denken, wenn meine Leiche gefunden wird, und mein Stiefel ist zerrissen,“ so dachte er. „Nein, erst muß das Loch geflickt werden.“

Damit kehrte M. G. der Brücke den Rücken mit der Absicht, sofort seinen Stiefel reparieren zu lassen und dann

wieder hierher zurückzukommen, um seinem Leben für immer ein Ende zu machen. So schlenderte er durch die noch menschenleeren Straßen, als plötzlich leise die Klänge eines Liedes an sein Ohr drangen. M. S. wandte sich um und sah einen einfachen Mann in der Lederschürze daher kommen, einen kleinen Handkarren mit Leder und Schusterwerkzeug vor sich herschiebend; der Mann sah so zufrieden und ruhig aus und sein Lied paßte ganz zu seiner Erscheinung. „Jetzt kann ich sogleich meinen Stiefel flicken lassen, dann brauche ich mit meinem Vorhaben auch nicht bis morgen zu warten;“ so dachte M. S., ging auf den Mann zu und sagte: „Sie scheinen Schuhflicker zu sein und können mir gewiß gleich eben eine kleine Reparatur an meinem Stiefel machen?“ „Mit Vergnügen, mein Herr,“ erwiderte der Sänger, denn er war es gewesen, der mit seinem glücklichen Herzen Gott gelobt hatte, „wir werden sogleich in meiner kleinen Werkstatt sein, dann brauchen Sie nur ein Weilchen zu warten, und der Schaden an Ihrem Stiefel ist geheilt.“ M. S. begleitete den einfachen Mann zu seiner nahen Wohnung und gab den Stiefel in seine Behandlung. Während der Schuhflicker das Loch zunähte, fing unser junger Freund eine Unterhaltung mit dem Manne an. „Sie scheinen ja recht glücklich zu sein, daß Sie schon in aller Frühe singen können!“ „Ja, lieber Herr“, antwortete der schlichte Mann, „das ist wahr; ich bin so glücklich, daß ich gar nicht anders kann, als hie und da ein Lied zu singen. Sehen Sie, es ist die Liebe Jesu, meines Herrn und Erlösers, die mich mit Dank und Freude erfüllt.“ „Da könnte ich Sie wirklich beneiden,“ meinte M. S., „denn ich für mein Teil fühle mich tot unglücklich; ich bin des Lebens satt und überdrüssig.“ „Ach, wenn es so mit Ihnen steht,“ entgegnete der Schuhflicker, indem er den jungen Mann ernst und liebevoll anblickte, „tun Sie mir von Her-

zen leid. Ich wünschte wirklich, Sie gingen heute abend einmal mit mir in die . . . straße. Dort würden Sie etwas hören, wodurch Sie ebenso glücklich werden können, wie ich es schon durch Gottes Gnade bin.“

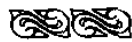
Die warmherzigen Worte und Blicke des einfachen Mannes blieben nicht ohne Eindruck auf den armen jungen Mann. Er beschloß, der Aufforderung des Schuhlickers zu folgen und heute abend jene Versammlung zu besuchen. Wohl mußte er so seinen Todesgang nach der Brücke auf morgen verschieben, aber auf einen Tag kam es ja schließlich nicht an.

Am Abend sah man denn auch wirklich M. S. in der Versammlung, und das Wort Gottes, welches dort unter dem Segen des Herrn verkündigt wurde, erwies sich als die Kraft Gottes an diesem so gottentfremdeten Herzen. Wunderbar berührte ihn die Botschaft von Gottes Liebe zu allen Menschenkindern und von Jesu Christo, der zu uns gekommen ist, das Verlorene zu suchen und zu retten. Er konnte kaum glauben, daß Gott ihn, der bisher so völlig gleichgültig gewesen, also geliebt habe, daß Er den eingeborenen Sohn für ihn dahingegeben. Hatte Jesus wirklich für ihn, der eben noch im Begriff stand, seinem eigenen elenden Leben ein gewaltsames Ende zu machen, Sein kostbares Leben dahingegeben? War Er, um ihn, den Sünder, von dem wohlverdienten Gericht und ewigen Verderben zu retten, am Kreuze gestorben? Wahrlich, diese wunderbare, göttliche Liebe des Herrn ergriff sein Herz auf tiefste, und angesichts derselben erschien er sich selbst unsagbar schlecht und verabscheuungswürdig. O was wäre aus ihm geworden, wenn er heute oder morgen selbst seinem Leben ein Ende gemacht hätte und mit all seinen Sünden vor den Richterstuhl Gottes gestellt worden wäre! War es nicht ein „Zufall“ gewesen — nein, das konnte es

nicht gewesen sein — so hatte Gott selbst ihm im letzten Augenblick das Loch im Stiefel gezeigt und hatte ihn dadurch von dem schrecklichen Vorhaben abgewandt und wiederum durch das Loch im Stiefel auch zu dem Schuhflicker geführt, diesem glücklichen Gotteskinde, das gewiß auch nicht nur „zufällig“ zu solch früher Morgenstunde vorüber fuhr und Gott in einem Liede pries. — Nun hatte er das seligmachende Evangelium hören dürfen, und er hatte Jesum Christum, den Sohn Gottes, auch als seinen Heiland erkannt und ergriffen. Statt dumpfer Verzweiflung erfüllte nun unaussprechlicher Friede und nie gekannte, himmlische Freude sein Herz; ja, er genoß jetzt einen vollkommenen Frieden, das glückselige Teil aller derer, die an Jesum Christum von Herzen glauben. Als ein neuer Mensch verließ er jene Versammlung, die er so tief unglücklich betreten. Sein Leben nahm nun eine völlig veränderte Richtung. Er verstand alsbald, daß er nicht mehr sich selbst angehörte, sondern Dem, der ihn mit Seinem eigenen Blute erkaufte und ihm ewiges Heil und Seligkeit geschenkt hatte. Fortan kannte er nur noch eine Aufgabe in dieser Welt, nämlich Christo, seinem Herrn und Erretter, zu leben.

Oft sah man fortan den doch eigentlich gebildeten, jungen Mann in der Werkstatt des einfachen Schuhflickers sitzen, um sich mit ihm über Gottes wunderbare Gedanken und Wege, wie wir sie in Seinem Worte finden, zu unterhalten. Später gelangte unser Freund zu einer angesehenen Stellung im Lehrfach. Doch blieb er stets ein einfacher, treuer und hingebender Nachfolger und Bekenner des Herrn, der willig die Schmach Christi trug. In den einfachen Zusammenkünften der Gläubigen zur Betrachtung der Heiligen Schrift diente er oft den Geschwistern im Herrn in fruchtbringender Weise mit der Gabe, die der Herr ihm verliehen. Auch war es bis ins Alter seine Freude,

armen, verlorenen Sündern die frohe Botschaft von der Liebe Gottes und dem Heil in Christo aus warmem, glücklichem Herzen zu verkündigen, vergaß er doch nie, auf welcher wunderbaren Weise er einst vom Tod und Verderben bewahrt worden und dann innerhalb einer Stunde aus einem verzweifeltsten Sünder ein glückseliges Kind Gottes geworden war. Als zunehmende Schwäche ihm endlich den mündlichen Dienst am Evangelium verbot, fuhr er fort, schriftlich das Heil in Christo kundzumachen und den Seelen zu dienen, bis ihn der Herr heimführte von diesem Schauplatz des Kampfes und der Mühen in die ewige Ruhe und Seligkeit droben beim Herrn.



7.

Der festgefahrene Dampfer.

Auf dem Wege zu seinen Geschwistern nach St. Goar saß Otto Funke in einem kleinen Wirtshaus zu Oberlahnstein, des Dampfschiffes harrend, das ihn nach St. Goar bringen sollte. Es war am frühen Nachmittag. Und was er da erlebte, erzählte er in seiner Lebensgeschichte wie folgt: „Zu meinem großen Kummer sagte mir plötzlich der Wirt, es sei eine Depesche gekommen, daß mein Dampfer bei Nonnenwert festgeraten sei und frühestens in drei bis vier Stunden eintreffen könnte. Das war bitter. Was sollte ich tun? Wie ich so überlege, dringen aus der Nebenstube die scharfen Stimmen von Männern, die sich bald als Viehhändler entpuppten, an mein

Ohr. Worüber diese Männer ihren Diskurs führten, verstand ich nicht; es war mir auch gleichgültig. Nur das eine Wörtlein ‚Frücht‘ wurde immer wieder laut, und das war mir nicht gleichgültig. Ich besann mich, wo und in welchem Zusammenhang mir dieses Wort schon vorgekommen sei, und plötzlich wurde mir klar: ‚Das ist ja das Dörflein, wo Pastor C. Nindé wohnt, mit dem du wegen schriftstellerischer Dinge schon öfter korrespondiert hast.‘ (Es ist derselbe, der später als Hamburger Pastor und als Schriftsteller dem deutschen Volke so bekannt geworden ist.) Er war mir damals persönlich noch unbekannt, aber ich trug längst Verlangen danach, ihm ins Auge zu schauen. Als ich nun auf diese Weise erfuhr, daß Frücht nur eine ‚dicke Stunde‘ von Lahnstein entfernt sei, so war mein Entschluß bald gefaßt, und ebenso bald stieg ich in der alleinigen Begleitung meines Wanderstabes den Berg hinauf.

„Ich fand den lieben Bruder, der jetzt längst in der oberen Heimat weilt, auch zu Hause. Es war eine hohe, edle Gestalt, mit sanften und doch willensstarken Gesichtszügen und herrlichen Augen. Er empfing mich herzlich. Zunächst aber war er nicht allein. Einige Lehrer seiner Pfarrei waren um ihn versammelt. Er lud mich ein, an der kleinen Konferenz teilzunehmen, die bald zu Ende sei. Aber es beunruhigte mich fast, daß der Mann mich fortwährend mit langen, fragenden und prüfenden Blicken anschaute. Ich ahnte nicht, was das bedeutete. Als die Lehrer uns verlassen hatten und wir allein waren, blieb er dennoch ganz einsilbig und in sich gekehrt. Was immer ich auch für Akkorde anschlug, es gab keine Musik. Da sagte ich: ‚Bruder Nindé, mir scheint, daß Sie Wichtigeres zu tun haben, als mit mir zu plaudern; ich will nun wieder nach Lahnstein hinunterlaufen.‘

„Im Gegentheil,“ erwiderte er ernst, „ich habe sehr nötig, gerade mit Ihnen zu reden. Lassen Sie uns in den Garten gehen!“ Das geschah. Wie wir nun da eintraten, erkönte das Besperglöcklein. Der teure Mann nahm nach Landessitte sein Käpplein ab und betete. Aber sein Gebet dauerte länger, wie es wohl gewöhnlich bei dieser Gelegenheit gewährt haben mag.

„Nun fing er an und erzählte, was sein Herz bewege: Vor vierzehn Tagen habe er von Bremen die Aufforderung bekommen, dort in den Dienst der Inneren Mission einzutreten, wobei es sich vornehmlich um die Gründung einer neuen Gemeinde in der großen, aufblühenden Ostertor-Vorstadt handle. Die Sache sei sehr wichtig und liege ihm schwer auf dem Herzen. Es sei ihm mehr als zweifelhaft, ob er eben jetzt seine Gemeinde verlassen dürfe. Andererseits sei ihm gewiß, daß er für Bremen einen Mann stellen müsse, und zwar einen, der dem Heiland angehöre und schon reiche Erfahrungen gemacht habe. So habe er denn ernstlich Tag um Tag mit Gott geredet und Ihn gebeten, ihm den Mann, der für Bremen passe, hinauf nach Frücht zu schicken. „Und“ — so schloß er — „seit ich Sie gesehen habe, ist’s mir mit jedem Augenblick gewisser geworden, daß Sie der Mann für Bremen sind.““

Und dorthin kam D. Funcke durch dieses Zusammentreffen in Frücht denn wirklich.



Die verwechselten Beinkleider.

Der Abbé Lemennais, welcher unter der Regierung Ludwig XV. lebte und Paris durch seine Frömmigkeit erbaute, war schon als junger Mann wegen seiner außerordentlichen Wohltätigkeit bekannt. Er genoß ein monatliches Einkommen von etwa 100 Livres, verteilte aber fast dieses ganze Geld schon zu Anfang des Monats unter die Armen, behalf sich, um dies zu können, für seine Person sehr knapp und bewohnte nicht einmal ein Zimmer allein, sondern teilte das seinige noch mit einem andern jungen Manne. Einst, gegen Ende des Monats, eilt der Abbé schon morgens früh zu einer gottesdienstlichen Handlung, zu welcher er sich schnell angekleidet hat, wird aber an der Haustür von einer alten Frau angefallen, die ihn, im festen Vertrauen auf seine bekannte Wohltätigkeit, dringend um ein Almosen bittet. „Ach! woher noch Geld nehmen?“ Der Abbé weiß nur zu gewiß, schon in der ersten Hälfte des Monats alles verteilt zu haben und in seinen Taschen auch nicht einen Sous mehr zu besitzen. Aber vergebens will er dies der Alten begreiflich machen; ihre Not ist zu groß, sie weint, sie schreit, sie sagt; es können Wunder geschehen, der Herr Abbé möge nur seine Taschen nochmals umwenden, es werde sich gewiß für eine so Unglückliche, als sie, noch eine Kleinigkeit darin finden; sie beschwört ihn. Der Abbé ungeduldig und verdrießlich, reißt endlich seine Tasche, um zu zeigen, daß wirklich gar nichts mehr darin ist, heraus; aber wer beschreibt seinen Schreck, seine Freude, sein Erstaunen, als vier große Taler,

eine Münze, die er sonst nie hatte, heraus und der frohen Alten vor die Füße fallen! Hier ist ein Wunder! Was kann es anders sein? Erst spät kam der Abbé nach Hause, wo ihn sein Stubenkamerad schon vor der Tür erwartet. „Du bist schön,“ ruft ihm dieser ungeduldig entgegen, „ziehst meine Beinkleider statt der deinigen an und nimmst mir die vier Taler mit, davon ich meine Wäscherin bezahlen wollte, die mich den ganzen Tag geplagt hat. Wo ist mein Geld?“ Man denke sich den Schreck des armen Lemennais. So war das Wunder auf ein scheinbar einfaches Ereignis beschränkt und blieb nur noch insofern wunderbar, als das Faktum der Erlösung einer bedrängten Familie aus ihrer großen Not durch eine sonderbare Verwechslung nicht mehr wegzuleugnen stand.



9.

Der Bibelspruch im Vorzimmer.

Etwa eine halbe Stunde von dem Lustschlosse Reinhardtsbrunn liegt im schönen Thüringer Lande die berühmte Erziehungsanstalt Schnepfenthal, die vor hundert Jahren von Christian Gotthilf Salzmann gegründet worden ist. In Gottes Namen hatte Salzmann den Bau der Anstalt begonnen, und immer wieder erfuhr er zur rechten Stunde die nötige Hilfe. Fast stets kamen zur rechten Zeit neue Geldsendungen von allen möglichen

Orten zur Fortsetzung des Baues. Einmal aber wurde das Vertrauen des frommen Mannes auf eine sehr harte Probe gestellt. Am Sonnabend abend mußten die Arbeiter unter allen Umständen bezahlt werden, aber es war kein Geld in der Kasse. Salzmann tröstete sein besorgtes Weib mit den Worten: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn!“ Aber es verging ein Tag nach dem anderen, ohne daß Geld kam. Am Sonnabend morgen entschloß sich Salzmann mit schwerem Herzen zu einem Gange nach Gotha zu seinem Gönner, dem Geheimrat Lambach, der ihm schon wiederholt für den Nothfall ein Darlehen angeboten hatte. Im Vorzimmer seines Gönners mußte Salzmann längere Zeit warten. Da ergriff er ein gerade auf dem Tisch liegendes Buch, um darin zu lesen. Er schlug das Buch ganz von ungefähr auf und fand darin mit großen Buchstaben als Überschrift für eine Betrachtung den Bibelspruch: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen, und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen“. (Ps. 55, 22.) Dieses Wort traf seine Seele wie ein Blitzstrahl. Er schlug das Buch sofort wieder zu, nahm Hut und Stod und verließ das Haus des Geheimrats, ohne diesen gesprochen zu haben, mit den Worten: „Ja, wirf dein Anliegen auf den Herrn!“ Mutig und getrost zog er seine Straße heimwärts. Sein Weg führte ihn an dem Posthause vorüber. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, hier nachzufragen, ob nicht für ihn etwas da sei. Zu seinem großen Erstaunen und zu seiner Freude übergab ihm der Postbeamte einen Brief nebst einer schweren Geldrolle. Schnell erbrach Salzmann den Brief, der von einem alten Freunde kam, und las: „Lieber Salzmann! Anbei schicke ich Dir 200 Taler in Gold zu Deinem Hausbau. Du kannst mir das Geld nach Deinem Belieben zurückzahlen. Im übrigen vergiß nicht, was geschrieben steht: „Wirf dein

Anliegen auf den Herrn!“ — Da stürzten Tränen des Dankes und der Freude aus Salzmanns Augen. Fröhlich wanderte er von dannen nach seinem lieben Schnepfenthal.



10.

Zwei Träume, die die Bedrängnis von Freunden kund tun.

I. Die Schulden des Kaufmanns.

Herr D., ein Stadtmissionar, erzählt uns: „Ich erwachte eines Morgens mit dem bestimmten Eindruck eines Traumes, in welchem mir der Auftrag erteilt wurde, Herrn C. 96 Mark und 90 Pfennig zu bringen. Das Geld machte mir keine Schwierigkeiten, denn erst am letzten Samstag erhielt ich von Herrn A. 125 Mark für irgend einen Notfall, und ich bat den Herrn, mich in diesem Stück zu leiten und das Richtige finden zu lassen? Aber in erster Linie konnte ich mir nicht denken, daß Herr C. eine solche Hilfe nötig hätte, dann war die Zahl eine so eigentümliche, denn wenn er überhaupt etwas brauchen würde, so müßte es doch wohl eine runde Summe sein.

„Ich hätte auch nie gedacht, daß J. C. Unterstützung brauchen sollte,“ sagte meine Frau nachdenkend, „aber du wirst der Sache schon auf den Grund kommen, Eduard.“ „Ich will es versuchen,“ sagte Herr D., „und doch macht es sich so eigentümlich. Wie soll ich einem angesehenen

Ladenbesitzer sagen: Herr G., haben Sie 96 Mark und 90 Pfennig nötig? Immerhin will ich diesen Abend zu ihm gehen.“

Ungefähr um 7 Uhr trat ich in den kleinen, aber gut eingerichteten Spezereiladen in der Nähe von der G...-Straße und fragte nach Herrn G. Seine Frau stand am Ladentisch und sagte, ihr Mann sei geschäftlich nach Gr. gereist, machte aber keine weiteren Mitteilungen, obschon ich eine Weile blieb und mich freundlich nach dem Befinden der ganzen Familie erkundigte. Unverrichteter Sache mußte ich mich wieder zurückziehen, aber der nächste Morgen sollte mir mehr Licht bringen.

Diese Angelegenheit ließ mir keine Ruhe, sie beschäftigte mich so sehr in der Nacht, daß ich beschloß, noch einmal hinzugehen. Diesmal traf ich Herrn G. im Laden, und es fiel mir auf, daß er sehr sorgenvoll aussah. Dieser Umstand ermutigte mich, direkt aufs Ziel loszugehen. „Herr G.“ sagte ich, „entschuldigen Sie mich, wenn ich mir die große Freiheit nehme, Ihnen eine vertrauliche Frage zu stellen, — sind Sie vielleicht in Geldverlegenheit?“ —

Der Kaufmann erblaßte sichtlich, eine starke innere Bewegung prägte sich auf seinem Antlitz aus, und zitternd fragte er: „Wie konnten Sie dies wissen? Ich dachte, dies sei ein Geheimnis, das nur zwischen meiner Frau und mir existierte; aber da Sie mich nun fragen, muß ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich bin in meinem Leben noch nie in solcher Verlegenheit gewesen. Die Geschäftsverhältnisse waren in letzter Zeit sehr schwierig, ich hatte noch nie eine solche Mühe, meine Rechnungen einzutreiben wie jetzt, wegen der Arbeiterstreiks, und doch kann ich die Frauen und Kinder nicht darben sehen; ich habe mehr Kredit gegeben, als ich vielleicht berechtigt war, und meine Geschäftsschulden sind größer als je, seit ich meinen Laden besitze. Ich hatte

letzten Samstag eine große Zahlung zu machen, das erschöpfte meine Kasse, und eine andere ist heute fällig, von der ich nicht weiß, wie ich sie decken kann. Ich ging gestern abend nach Cr., in der Erwartung, verschiedene Ausstände eintreiben zu können, um meinen eigenen Verpflichtungen zu genügen; aber niemand konnte zahlen, und als ich meinen Geldvorrat daheim nachzählte, fehlten mir gerade 100 Mark, die heute Nachmittag bereit liegen sollten.“

„Hundert Mark,“ wiederholte ich verwundert, indem ich an die Differenz dachte zwischen der Summe, die mir im Traume genannt worden war, und derjenigen, die der Mann gerade nötig hatte.

Frau C. unterbrach dann ihren Mann eifrig. „Aber Jakob, denkst du nicht an das Geld der Kinder?“ Sein Angesicht klärte sich auf. „Ja, ich sollte das nicht vergessen. Gestern abend, als ich unverrichteter Sache von Cr. zurückkehrte, waren meine Frau und ich sehr niedergeschlagen, wir sind gar nicht gewöhnt an solche Sorgen, wir konnten bisher immer unseren Verpflichtungen nachkommen und noch etwas beiseite legen, wir fürchten uns vor Schulden, als vor etwas, das eines Christen unwürdig ist. Wir sprachen darüber und dachten, daß unser himmlischer Vater, der uns geboten hat: ‚Seid niemand nichts schuldig,‘ uns aus der Verlegenheit helfen würde, denn Er weiß, daß wir immer haushälterisch lebten; so kamen wir unter uns überein, mit unserem Kummer zu Ihm zu gehen, und als es gerade Zeit zur Familienandacht war, ehe die Kinder zu Bette gingen, betete ich, und wir fühlten uns beide dann so erleichtert, wie wenn uns der Herr die Last schon abgenommen hätte.“

„Die Kleinen hatten uns nie so beten hören, es schien sie zu beschäftigen, und sie flüsterten sich in der Ecke etwas zu. Dann rannten sie die Treppe hinauf, wieder herunter

mit ihren Geldbüchsen und leerten sie auf den Tisch aus. Die kleine Jessie kletterte auf meine Knie und sagte in ihrer kindlichen Weise: „Ich möchte Jesus helfen, dir Geld zu geben, Vater.“ Sie hatte eine Mark in ihrer Büchse und Walter 2 Mark und 10 Pfennig und ich mußte ihnen versprechen, das Geld zu brauchen, so bedarf ich allerdings nur noch 96 Mark und 90 Pfennig.“

Die Wolke verlor sich, als der gute Mann von seinen Kindern sprach, aber sie kehrte zurück, als er beifügte: „Woher das übrige Geld kommen soll, weiß ich bis jetzt nicht. Ich sagte mir den ganzen Morgen, ich sei in der Hand Gottes, aber die Zeit verstreicht, und ein Wunder dürfen wir nicht erwarten.“ „Es scheint mir aber, Gott hat noch immer Seine Raben,“ rief ich, und als Herr und Frau G. erstaunt zu mir aufschauten, begann ich ihnen die genaue Summe vorzuzählen und ihnen zu erklären, wie mir ihre Not bekannt geworden war.“

II. Die Verlegenheiten des Studenten.

Der Missionsseminar=Inspektor Blumhardt in Basel war eines ganz armen Schuhmachers Sohn und hatte als solcher in seiner Jugend und besonders während der Studienjahre mit mancherlei irdischen Sorgen zu kämpfen.

Einst war der fromme Jüngling wieder in großer Not, und das war gerade zur Zeit, als er seine Studien mit Ehren beendet hatte und nun auf Anraten angesehener Freunde das Examen zur Erlangung der Würde eines Magisters der Theologie machen wollte. Dieses Examen aber kostete 200 Gulden, und woher sollte Blumhardt diese für

ihn unendlich große Summe nehmen? Am liebsten hätte er natürlich das teure Examen ganz und gar aufgegeben. Doch weil die Freunde nicht nachließen mit Drängen, bereitete er sich endlich mit schwerem, sorgenvollem Herzen auf das Examen vor. Eine Woche nach der anderen verstrich, ohne daß die ersehnte Hilfe kam, und mit fast verzagtem Gemüt begab sich unser Freund am letzten Tage vor dem Examen in die Vorlesung eines alten Professors. Am Schluß der Lektion sah sich der würdige Greis forschend um und fragte endlich:

„Meine Freunde, ist unter Ihnen vielleicht ein Herr Blumauer?“ Bereitwillig forschten die Studenten unter einander, aber ein Mann dieses Namens konnte nicht ausfindig gemacht werden. Ungläubig schüttelte der Professor den Kopf. „Ich kann mich nicht täuschen; und wenn der Studiosus nicht ‚Blumauer‘ heißt, so muß er doch einen recht ähnlich klingenden Namen führen.“

Nun erhob sich schüchtern Blumhardt und nannte seinen Namen. Erfreut sah ihn der Greis an. „Sehen Sie wohl, ich wußte es ja! ‚Blumhardt‘, ganz richtig, so wurde mir gesagt. Im Alter vergißt man dergleichen leicht. Und nun, mein lieber Blumhardt, kommen Sie mit mir auf mein Zimmer. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Der also Angeredete war im ersten Augenblick nicht wenig erschrocken über diese ganz ungewöhnliche Aufforderung. Hatte er sich vielleicht unbewußt etwas zu Schulden kommen lassen und sollte nun darüber zur Rechenschaft gezogen werden? Mit klopfendem Herzen folgte er darum dem Professor, und seine Angst nahm keineswegs ab, als dieser ein langes Verzeichniß aller bei ihm Hörenden hervorzog und darin eifrig zu suchen schien. Nach geraumer Zeit deutete sein Finger auf die Stelle, wo Blumhardts Vor- und Zuname stand, und er fragte ernst:

„Sind Sie dieser Blumhardt, der hier verzeichnet ist?“
„Ja, ich bin es,“ erwiderte der Jüngling aufrichtig, obgleich ihm bei dem sonderbar feierlichen Gebahren des Alten immer verlegener zu Mute wurde. Doch dieser achtete anscheinend wenig auf des Gastes Erregung, sondern fuhr in demselben Tone fort: „Nicht wahr, Sie brauchen dringend Geld?“ Auf's höchste überrascht sah der Student in die Höhe. Woher mußte dieser ihm fast fremde Mann von seiner Not, da er sich doch keinem Menschen geoffenbart hatte?

Und wieder fragte der Professor: „Mein lieber Blumhardt, nicht wahr, Sie brauchen Geld?“ und als er nun die wachsende Verlegenheit des Jünglings bemerkte, fuhr er gütig fort: „Sie brauchen mir nicht zu antworten; ich weiß es ganz genau, denn der Herr offenbarte mir in der vergangenen Nacht im Traume, in welcher Not Sie sich befinden. Es wurde mir dabei Ihr Vor- und Zuname und auch die Höhe der Summe, welche Sie brauchen, angegeben.“

Mit diesen Worten ging der Greis zu einem Schranke, entnahm daraus einen Geldbeutel und zählte genau 200 Gulden vor Blumhardt auf. Dieser mußte im ersten Augenblick nicht, ob er wache oder träume; dann aber dankte er Gott und dem gütigen Mann mit überströmenden Augen für die Hilfe in der Not. Nochmals aufgefordert, erzählte er nun ausführlich von seiner großen Bedrängnis, und voll Rührung hörte der Professor die schlichte Erzählung des Jünglings. Am anderen Tage bestand dieser mit Freuden und Ehren das Magister-Examen.



11.

Zwei ernste Träume und ihre Erfüllung.

I. Der Mord in dem Wirtshaus.

Unter dem Titel „Geheimnisvolle Kräfte“ erzählt Graf Nikolaus Bethlen in einem ungarischen Blatt eine rätselhafte Geschichte, die auf den Erlebnissen eines französischen Richters beruht. „Vor zehn Jahren hatte ich als Untersuchungsrichter meine Aufgabe in einem entsetzlichen Mordprozeß vollendet; Tag und Nacht sah ich seit Wochen im Geiste nur Leichen, Mordszenen und Blut. Zu meiner Erholung suchte ich einen entlegenen Luftkurort auf, wo es kein Kasino und keine Eisenbahn gibt, nur alte Stellwagen; ich spazierte den ganzen Tag in den Waldungen herum, die dort eine riesige Ausdehnung haben und verirrte mich eines Abends derart, daß ich ganz erschöpft war, als ich aus dem Walde auf eine entlegene Straße gelangte, von wo meine Wohnung noch zehn Kilometer entfernt lag. Nächst der Straße befand sich ein Einkehrwirtshaus mit der Firma: „Zum guten Freund.“ Ich trat ein und verlangte ein Nachtmahl. Der Wirt und seine Frau hatten ein verdächtiges Aussehen, und sonst war kein menschliches Wesen im Hause zu sehen. Nach dem herzlich schlechten Essen verlangte ich eine Unterkunft, da es bereits zu finster war, um den Heimweg anzutreten; die Wirtin führte mich längs eines Ganges in ein Dachzimmer, das sich oberhalb des Stalles befand.

In dem Zimmer fand ich außer dem Bett nur zwei Sessel und einen Tisch mit einem Krug Wasser. Als vorsichtiger Mann untersuchte ich das Zimmer und fand eine Tür, die sich auf eine Leiter im Freien, welche zur Stalltür führte, öffnete. Ich verbarricadierte die Tür mit den Sesseln und dem Tisch, auf welcher letzteren ich einen Krug stellte, so daß man die Tür nicht öffnen konnte, ohne den Tisch und den Krug umzuwerfen. Todmüde verfiel ich in tiefen Schlaf; da erwachte ich plötzlich durch ein großes Geräusch; es schimmerte Licht durch das Schlüsselloch. ‚Wer ist da?‘ rief ich erschrocken. Keine Antwort; tiefe Stille. Nach langer Zeit, gegen Morgen zu, schlief ich endlich wieder ein und hatte folgenden Traum: Es schien mir, daß man die Falltür öffnete; der Wirt erschien mit einem großen Messer in der Hand und hinter ihm die Frau mit einer Laterne, vor welche sie ihre Hand hielt; der Wirt nähte mit leisen Schritten und stieß sein Messer in die Brust des Mannes, der im Bette lag; der Wirt packte den Ermordeten bei den Füßen und die Frau beim Kopf, und so trugen sie ihn die Leiter hinunter. Der Wirt nahm den Ring, an dem die Laterne hing, in den Mund. In dem Augenblick erwachte ich, in Schweiß gebadet; die Sonne stand schon hoch am Himmel. Ich warf mich hastig in meine Kleider und stürmte die Treppe hinunter; als ich auf die Straße gelangte, fühlte ich mich ganz erleichtert und eilte in meine Wohnung in den Kurort. — Ich vergaß ganz meinen Traum; nach drei Jahren las ich folgende Notiz in den Zeitungen: ‚Die Gäste des Kurortes K. befinden sich in großer Aufregung; der Advokat Viktor Armand ist seit acht Tagen, seit er zu Fuß einen Ausflug in das Gebirge machte, verschwunden: man fürchtet, daß er verunglückt sei.‘ In dem Augenblick, als ich die Notiz las, erinnerte ich mich meines Traumes. Noch stärker ergriff mich diese

Erinnerung, als ich einige Tage später folgende Mitteilung fand: ‚Man ist auf der Spur des verschwundenen Advokaten; er verbrachte die Nacht vom 24. August im Einkehrwirthshaus ‚Zum guten Freund‘. Ein Fuhrmann hat ihn dort gesehen; Wirt und Wirtin sind schlecht beleumdet; vor sechs Jahren verschwand ein Engländer in derselben Gegend; andererseits hat ein Hirtenmädchen ausgesagt, daß es am 26. August sah, wie die Wirtin in einem Tuche unter dem Holze blutige Leinentücher versteckte. Eine strenge Untersuchung wird eingeleitet.‘ Eine innere Stimme flüsterte mir zu, daß mein Traum zur Wirklichkeit geworden, und unwiderstehlich zog es mich nach dem Kurort K. Die Richter bemühten sich dort, das Geheimnis zu lüften, doch ein unzweifelhafter Beweis konnte nicht gefunden werden. Ich traf gerade den Tag in K. ein, als der Untersuchungsrichter die Wirtin verhörte, und ersuchte ihn, zu gestatten, daß ich dem Verhör beiwohnte. Die Frau erkannte mich nicht; sie bemerkte gar nicht meine Anwesenheit. Sie sagte aus, daß ein Herr am 24. August abends im Gasthaus weilte, aber die Nacht nicht dort zugebracht habe; als Beweis ihrer Aussage führte sie an, daß es im Gasthause nur zwei Gastzimmer gebe und daß beide von Fuhrleuten besetzt waren; eine Tatsache, welche die Betreffenden in der Untersuchung bereits bestätigt hatten. Da griff ich in das Verhör plötzlich ein und rief: ‚Und das dritte Zimmer über dem Stall?‘ Die Frau schrak zusammen und schien mich in dem Augenblick zu erkennen. Ich fühlte mich wie inspiriert und fuhr fort: ‚Viktor Armand schlief in diesem dritten Zimmer; nachts kamen der Wirt und Sie auf der Stalleiter in das Zimmer, indem Sie die Falltür öffneten; Ihr Mann hielt ein Messer in der Hand und Sie eine Laterne. Sie blieben bei der Thür stehen, während der Wirt den Reisenden ermordete und ihm seine Uhr und sein

Portefeuille raubte.' Das war mein Traum vor drei Jahren; mein Kollege, der Untersuchungsrichter, war ganz verblüfft; die Frau aber zitterte am ganzen Leibe, ihre Zähne klapperten vor Furcht, und Entsetzen sprach aus ihren Augen. ‚Dann‘ — so sagte ich weiter — ‚ergriff Ihr Mann die Leiche bei den Füßen, und Sie hielten den Kopf. Beide trugen die Leiche auf der Leiter hinunter; um zu leuchten nahm der Wirt den Ring, an dem die Laterne hing, in den Mund.‘ Leichenblaß stand die Wirtin vor uns und murmelte unwillkürlich die Worte: ‚Der hat alles gesehen!‘ Aber sofort raffte sie sich auf, verweigerte ihre Unterschrift auf das Protokoll und sprach kein Wort mehr. Nun wurde der Wirt vorgeführt. Mein Kollege wiederholte ihm meine Erzählung; der Wirt glaubte, daß seine Frau ihn verraten habe. Mit einem fürchterlichen Fluche schrie er wütend: ‚Die Glende soll es mir büßen!‘

„Mein Traum war also nach drei Jahren bis in die kleinste Einzelheit — wie z. B., daß der Wirt den Ring der Laterne in den Mund nahm — zur Wirklichkeit geworden. Im Stalle des Wirtshauses fand man unter dem Rehrichthausen vergraben die Leiche des unglücklichen Viktor Armand und noch andere menschliche Gebeine, vielleicht jene des vor sechs Jahren verschwundenen Engländers. Mir ist es immer, als ob mir dasselbe Los bestimmt gewesen wäre. In jener Nacht, als ich träumte, habe ich wirklich durch das Schlüffeloch das Licht schimmern sehen, oder war das auch nur ein Traum, eine grauenhafte Vorahnung? Ich weiß es nicht, aber ich fühle auch, daß eine geheimnisvolle Kraft mich als Werkzeug benutzte, um ein Verbrechen an das Tageslicht zu bringen, das sonst ungestraft geblieben wäre. Und während meines langjährigen Wirkens als Richter hatte ich öfter Gelegenheit, zu erfahren, daß der Verbrecher — um seine Tat zu ver-

hüllen — nicht allein mit uns Menschen zu kämpfen hat, sondern auch mit einer geheimnisvollen Macht, welche die Wissenschaft noch nicht zu ergründen vermochte.“

Soweit Graf Nikolaus Bethlen oder vielmehr der französische ungläubige Richter. Er hat recht: „Die Wissenschaft hat die geheimnisvolle Macht noch nicht ergründet,“ und wird es nie tun. Aber der Leser wird ihm dienen können und ihm sagen, daß nicht ein blinder „Zufall“, sondern das Eingreifen Gottes in die Dinge dieser Welt uns das obige Geheimnis erklärt.

II. Die erfüllte Warnung.

Anna B. lernte ihren ersten Mann bei dem Oekonom D. in W. kennen, wo sie beide dienten. Bei ihrer Verheiratung wurden ihnen für beiderseitige treue Dienste als Hochzeitsgabe sämtliche Hausmöbel geschenkt. Ihr Mann, Georg S., wählte nunmehr den Bergmannsberuf und wohnte bei seinen Schwiegereltern in D. Da sie beide den Heiland liebten, war ihre Ehe eine recht glückliche. Vier Jahre waren in ungetrübtem Glück vorübergegangen, als eines Nachts der Mann durch das laute Aufschluchzen seiner Frau erschreckt aufwachte. Voll Angst fragte er, was ihr wäre, warum sie so weinte, doch ohne ihm zu antworten, rief sie: „Mein Gott und Vater, o laß dies doch nicht in Erfüllung gehen!“ Ihr Mann bat sie nun dringend, sich zu beruhigen und ihm zu erzählen, was ihr fehle. „Mein Gott,“ rief sie, „sie haben dich mir tot ins Haus gebracht.“ Nachdem sie sich etwas beruhigt hatte, erzählte sie, sie habe folgenden furchtbaren Traum gehabt.

„Ich war bei der Arbeit und summte ein Lied vor mich hin, da kam meine Schwester Helene, blickte mich so

eigentümlich ernst und traurig an und grüßte: „Guten Tag, Anna, ist Mutter hinten?“ Ich antwortete: Geh nur in die Stube; und dachte: Was sah sie dich doch ernst und traurig an! Kaum war sie bei der Mutter, als Frau B. kam. Auch sie blickte mich traurig an, fragte, ob Lenchen bei der Mutter sei, und ging auf meine bejahende Antwort zu ihr hinein. Dann kam noch Frau D., die Nachbarin der vorigen, und ging, nachdem sie mir ebenfalls einen tief traurigen Blick zugeworfen, zur Mutter. Ich dachte, es muß etwas vorgefallen sein, da alle so traurig aussahen; es ließ mir keine Ruhe, ich eilte ihnen nach und wollte eben in die Stube eintreten, da hörte ich durch die Thür, wie meine Schwester sprach: „Ich kann es ihr unmöglich sagen.“ Ich riß nun die Thür auf, einen Augenblick blieb ich stehen, was sah ich? Alle saßen und weinten, meine Mutter hatte ihr Haupt auf die Hand gestützt, und die Tränen liefen ihr über die Wangen. Ich rief: „Um des Himmels willen, was ist passiert, ist irgend ein Unglück geschehen?“ Mit beiden Händen umflammerte ich den Arm meiner Mutter und schrie: „Mutter, ist Georg etwas zugestoßen? O, sage es mir, sage nur alles!“ Plötzlich durchzuckte mich ein schrecklicher Gedanke, und ich rief: „Mutter, ist mein Mann tot?“ Da legte sie ihren Arm um mich, zog mich an ihre Brust und sagte: „Anna, fasse dich, der Herr, unser Gott, führt uns in die Tiefe, aber wieder heraus, Er schlägt uns, aber Er verbindet uns auch, Er führt uns durch tiefe Trübsal, aber Er hilft uns auch tragen, Seine Wege sind unerforschlich und weise. O, Anna, was unser Gott tut und zuläßt, ist für Seine Kinder allezeit das beste; was Er tut, ist wohlgetan.“ „Mutter,“ rief ich, „du willst mich trösten, aber sage mir die ganze Wahrheit! Ach, wenn er nur nicht tot ist, alles will ich sonst tragen, o sage mir, ob er noch lebt, oder ist er . . . —“ ich konnte das Wort nicht mehr aus-

sprechen, mein Herz drohte mir zu zerspringen. Da ging die Thür auf, und herein trat Herr Pastor Wolf von Mühlheim a. d. Ruhr, nicht fröhlich wie sonst, sondern ernst, ja traurig. Ich lief auf ihn zu, ergriff seine Hand und sagte: ‚Herr Pastor, Sie sind gesandt, um mir mitzuteilen, daß mein Mann verunglückt ist, sagen Sie mir, ob er tot ist.‘ Er setzte sich neben mich und sprach: ‚Liebe Frau G., unser himmlischer Vater hat Sie lieb, und Er spricht: ‚Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber Meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund Meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.‘ Dann nahm er meine Hände und sagte: ‚Fassen Sie sich, der Herr hat Ihren lieben Mann noch lieber gehabt, Er hat ihn heimgeholt.‘ ‚Also, doch tot!‘ stöhnte ich unter Tränen. Während man mich zu trösten suchte, entstand in der Küche ein Geräusch. Meine Schwester und die anderen gingen hinaus, und ich hörte, wie jemand sagte: ‚sie kommen, sie bringen ihn.‘ Meine Mutter trat zu mir und sagte: ‚Halte Mut, Anna!‘ ‚Mutter,‘ rief ich, ‚sie bringen ihn; mein Mann . . . tot.‘ Mit Gewalt sprang ich auf und stürzte hinaus. Am Anfang des Fluges blieb ich starr stehen. Die Männer trugen gerade den Sarg herein, in dem du als Leiche lagst. Die Sinne vergingen mir, und ich wurde wach.“ So weit der Traum.

Sie erzählt dann weiter. „An jenem Morgen habe ich meinen Mann gebeten, nicht zur Schicht zu gehen, weil ich fürchtete, mein Traum würde sich sofort erfüllen. Doch er lächelte und sagte: ‚Beruhige dich, Anna, es ist nur ein Traum, der jedenfalls nicht in Erfüllung gehen wird. Mein Leben steht in Gottes Hand, und wir sind überall des Herrn.‘

„So mich tröstend, ging er zur Schicht; ich aber konnte nicht anders, als auf den Knieen Gott anflehen, daß mein

Mann auf diesen warnenden Traum achten wollte zur Bewahrung seines Lebens. Oft konnte ich für kurze Zeit mit glücklichem Herzen alles, auch meinen Mann, dem Herrn übergeben. Aber ach, wie hängt das arme Herz am Irdischen, an dem, was man lieb hat; immer wieder überfiel mich die Angst und Sorge mit aller Gewalt, so daß ich, wenn die Zeit nahte, wo er nach Hause kommen mußte, fünf- bis sechsmal vor der Thür oder am Fenster den Weg entlang sah, ob er noch nicht käme. Immer und immer wieder stand der schreckliche Traum vor meiner Seele, und ich bat meinen Mann immer dringender, seinen gefährvollen Bergmannsberuf aufzugeben und wieder bei D. in Dienst zu treten. Aber er wies mich stets ab und sagte: ‚Wir sind überall in Gefahr; es ist Gott ein Kleines, eine Ursache des Todes zu finden, ob in oder außer der Grube.‘ Auch ich hatte mir das schon hundertmal gesagt. So waren unter Kummer und Tränen, Beten und Seufzen Monate hingegangen, da trat mein Mann eines Tages vor mich hin und sagte: ‚Anna, du bist nicht mehr wie sonst, wo ist deine Fröhlichkeit geblieben? Auch höre ich dich selten mehr singen, und dabei siehst du schon lange sehr bleich aus; kannst du noch immer nicht deinen Traum vergessen?‘ Da fing ich bitterlich an zu weinen und bat ihn nochmals, seinen Bergmannsberuf aufzugeben. ‚Gut,‘ sagte er, ‚ich will deinen Wunsch erfüllen und kündigen.‘ O, wie froh und glücklich war ich, als die 14 Tage um waren und mein Mann gesund und froh die letzte Schicht vollbracht hatte! Glaubte ich ihn doch nun weniger von Gefahren umgeben, wenn er bei dem Ökonom Herrn D. wieder in Dienst träte. Ich wußte nicht, daß ich ihm gerade die Arbeit wünschte, bei der er sein Leben verlieren sollte. O, wie hat der Herr solch eine große Geduld und Langmut mit mir haben müssen, welch eine Mühe habe

ich Ihm gemacht mit meinem Murren und meiner Widerspenstigkeit! Wie hat sich mein Eigenwille aufgebäumt gegen Seine gnädige, züchtigende Vaterhand, ja, es war eine Zeit des Schmerzes und des Kampfes, doch — zum Preise des Herrn darf ich es bekennen — Er hat gewonnen, ich lernte mich unter Seinen gnädigen Willen beugen, mich ganz in Seine Gnade hüllen.

„Einmal wurde ich von der Angst um sein Leben wieder mit Gewalt erfaßt. Ich hörte nämlich, daß mein Mann mit einem anderen einen Baumstamm zu Brettern schneiden sollte. Ich ging in meiner Besorgnis zu Herrn D. und bat ihn, zu veranlassen, daß mein Mann nicht oben auf dem Stamm stehend, sondern unten seine Arbeit verrichten dürfte, doch Herr D. wehrte das ab, indem er mir sagte, er könnte und dürfte dies meinem Mann nicht zumuten, da er der ältere sei. Ich war froh, als auch diese, wie ich glaubte, gefährliche Arbeit vorbei war, und fühlte mich nun glücklich und sorgenfrei. Doch es sollte plötzlich anders werden.

„Herr D. hatte in seinem Hause einen Brunnen, auf welchem eine Pumpe stand. Dieselbe gab indes kein Wasser mehr, weil der Brunnen verschlammte war. Mein Mann bot sich freiwillig an, die Arbeit auszuführen. Die Pumpe wurde abgenommen und mein Mann in einem Korbe in den Brunnen hinuntergelassen, um denselben zu reinigen und auszubessern. Herr D. stand selbst oben an der Winde und drehte auf. Wie sie so an der Arbeit waren, zog ein schweres Gewitter herauf. Ein furchtbarer Donnerschlag, der das Haus erzittern machte, erdröhnte, ein gewaltiger Wind und Regen folgte, die Türen flogen auf, und Herr D. sah durch die weit geöffnete Tür, wie die Pferde, die scheu geworden waren, vom Felde, den Pflug hinter sich herziehend, in rasender Flucht auf das Haus zu heranstürmten.

Er rief das älteste Dienstmädchen und übergab ihr für kurze Zeit die Winde, schloß die Türen und half die rasend gewordenen Pferde wieder einfangen. Bei dieser Gelegenheit muß das Mädchen bei dem Herüberziehen des aufgewundenen Seimers an einen Stein des oberen Brunnenrandes gestoßen haben, der in die Tiefe stürzte und meinen Mann so unglücklich auf den Kopf traf, daß er bewußtlos zusammenbrach. Es wurden Nachbarn gerufen, und mit vereinter Anstrengung gelang es, ihn herauszuholen. Oben angelangt, atmete er noch ein paarmal, und dann war er tot. Als die erste Bestürzung vorüber war, mußte ein Knecht nach Mülheim reiten und für einen Sarg sorgen. Auch Herr Pastor W. kam, um mich zu trösten, ganz so, wie ich es im Traum gesehen hatte. Woher war der Traum gekommen? Hatte ihn nicht Gott gesandt, um mich vorher zu warnen oder in Ihm zu stärken?“ —



12.

Eine wunderbare Bewahrung.

Vor vielen Jahren lebte in . . . ein gottesfürchtiger Bauer namens Johann Daniel auf einem einsamen Hof. Er kannte und ehrte Gottes Wort, und hielt sich daher von allem fern, was nicht mit Seinem heiligen Willen übereinstimmte. Menschliche Sagen und Gebräuche wollte er nicht anerkennen, dagegen bemühte er sich treulich, dem Herrn zu dienen, so viel er konnte. Auch verkündigte er häufig im kleinen Kreise die frohe Botschaft

des Heils für ernste, wahrheitsuchende Seelen. Darob hatte er natürlich viel Spott und Feindschaft von der Welt, ja, auch Widerstand seitens gewisser kirchlicher Behörden zu erleiden, denn die damaligen Gesetze hinderten jede freie Entfaltung eines wahren Glaubenslebens. Auch gelangten Warnungen an ihn, er möge das Predigen, das Singen und Beten einstellen, sonst werde es ihm schlecht ergehen. Aber Daniel war ein Mann des Glaubens; er hielt sich an das Wort: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die aber die Seele nicht zu verderben vermögen,“ er gehorchte daher Gott mehr als Menschen, und so fuhr er ruhig fort, in der bisherigen Weise Gott und den Seelen zu dienen.

Da geschah es in einer Nacht, daß er im Traume deutlich die Worte zu vernehmen glaubte: „Stehe auf und verstecke dich in der Scheune!“ Er erwachte, weckte auch seine Frau und sagte ihr, was er im Traume gehört. „Ach, Johann,“ meinte sie, „was wirst du dich durch Träume beunruhigen lassen! Schlafe nur wieder ein!“ Daniel legte sich wieder hin. Aber binnen kurzem tönten die gleichen Worte an sein Ohr: „Stehe auf und verstecke dich in der Scheune!“ „Frau,“ sagte er nun, „ich muß aufstehen, die Worte waren deutlich genug.“ „Ach, Unsinn!“ sagte Frau Daniel fast ärgerlich, „du bildest dir das nur ein. Draußen ist es bitterkalt und bis zur Scheune mehrere Minuten zu laufen. Du könntest dich zu Tode erkälten, wenn du jetzt hinausgingest. Besser wäre es, du fährtest dich nicht an deine Träume und bliebest ruhig im Bett.“

Daniel war schließlich überzeugt, daß seine Frau recht habe und schlief wieder ein. Indessen zum dritten Male vernahm er im Traume deutlich die Worte: „Stehe auf und verstecke dich in der Scheune!“ Er erwachte von

neuem, und diesmal war es ihm ganz klar, daß diese Stimme von Gott kam. Daher ließ er sich durch seine Frau nicht mehr zurückhalten, sondern kleidete sich eilig an und verließ das Haus. Nach wenigen Minuten erreichte er die Scheune und versteckte sich sorgfältig im Heu. Nachdem er das Haus verlassen, war noch keine halbe Stunde verflossen, als Frau Daniel plötzlich durch heftiges Pochen und rauhe Männerstimmen an der Haustür erschreckt wurde. Vor Angst rührte sie sich nicht. Der Hausknecht aber, der gleichfalls erwacht war, öffnete die Tür, und zwei, drei rohe Polizeisoldaten drängten sich in den Hausflur. Im Namen des Königs forderten sie, den Bauer Daniel zu sprechen. Frau Daniel, die sich notdürftig angekleidet hatte, kam herbei und versicherte wahrheitsgemäß, ihr Mann sei nicht im Hause. Die Soldaten durchsuchten darauf das ganze Haus vom Boden bis zum Keller, aber natürlich erfolglos. Da meinte einer von ihnen: „Mich soll's nicht wundern, wenn der Mucker in seiner Scheune steckt; kommt, wir wollen dort einmal suchen!“ Man kann sich denken, welch ein Schrecken bei diesen Worten die Arme durchfuhr; sie nahm sich jedoch zusammen und ließ nichts merken, flehte aber zu Gott um Seinen Schutz für ihren Mann.

Die Soldaten zogen ab und begaben sich nach der Scheune, die sie mit der Laterne durchsuchten, jedoch ohne Erfolg. Schon standen sie im Begriff, unverrichteter Sache abzuziehen, da meinte einer von ihnen: „Wir wollen doch unserer Sache ganz sicher sein;“ dabei stach er mit seinem Säbel zwei- oder dreimal tief in das Heu. „Nein, er ist nicht hier,“ sagte er zu seinen Kameraden, „diesmal ist er uns entgangen.“ So entfernten sie sich alle. Daniel aber, der im Heu versteckt saß, konnte nur über Gottes Gnade, Macht und Treue staunen. Nicht nur hatte er alles gehört, jedes Wort der Soldaten verstanden, sondern der Säbel war

dicht an seinem Arm vorbeigegangen und hatte seinen Kittel zerrissen. Wie wunderbar hatte Gott sein Leben geschützt! Er wartete nun noch eine Weile, bis die Soldaten sich genügend entfernt hatten. Dann kam er aus seinem Versteck und ging ruhigen und dankbaren Herzens nach Hause. Seine Frau, die die größte Angst ausgestanden, pries laut den Herrn, als sie ihren Mann wieder sah. Die Löcher in seinem Armel, auf die er hinwies, bewiesen ihr, wenn es nötig gewesen wäre, wie nahe er der Gefahr gewesen, in die Hände der Feinde zu fallen, aber auch wie wunderbar Gott Seine Hand über ihn gebreitet hatte.

Daniel ist später nicht wieder in solche Bedrängnis gekommen. Nach dem Revolutionsjahre 1848 hob man die Gesetze, durch welche die Gläubigen so sehr bedrückt wurden, auf und gewährte ihnen mehr Freiheit. Daniel konnte nun ungehindert fortfahren, in seines Erlösers Dienste tätig zu sein. Aber nie vergaß er jene wunderbare Bewahrung, von der wir oben berichteten. Die alte Scheune, welche schon lange baufällig war, ließ er einreißen und wandelte den Platz, wo sie gestanden, und einen anstoßenden Garten in einen Friedhof um. Nach seiner eigenen Bestimmung wurde hier später, nachdem er zum Herrn heimgegangen, seine entseelte Hülle begraben. Und jetzt noch zeugt der Bibelspruch auf seinem Grabstein: „Wer auf den Herrn vertraut, den wird Güte umgeben“ (Ps. 32, 10) von dem, was er im Leben hienieden erfahren.



✓ Gibt es Ahnungen?

Wer Gott und die Wirklichkeit der unsichtbaren Welt leugnet, weiß auch mit Ahnungen und Wahrträumen nichts anzufangen. Und doch wissen wir wohl alle, daß es beides gibt. Von richtigen Ahnungen seien mehrere Fälle erzählt, zunächst einen Fall, den eine Berner Zeitung erst kürzlich brachte:

✓ I. Der ins Wasser gestürzte Sohn.

„Ein hiesiger Einwohner, der seinen einzigen, noch schulpflichtigen Sohn in Genf bei Verwandten in Pflege gegeben hat, wurde letzten Sonntagabend um 5 Uhr plötzlich von einer unerklärlichen Unruhe und Angst befallen. ‚Es hat in Genf etwas gegeben, ich muß noch heute nacht hinreisen.‘ Der Mann reiste wirklich mit dem Nachtzuge ab, und als er am Montagmorgen bei seinen Verwandten in Genf anlangte, fand er seinen Sohn bewusstlos und alles in der größten Sorge um das Leben des Knaben. In der Nacht war unterdessen eine Depesche nach Bern gelangt, um den Vater schleunigst herbeizurufen. Der Knabe hatte am Sonntagabend um 5 Uhr ein Schiffchen vom Ufer losgemacht, um einem einlaufenden Dampfer entgegenzufahren und nach bekannter Art sich in den Wellen schaukeln zu lassen. Plötzlich fiel er ins Wasser und verschwand in den Wellen, trotzdem er sonst als tüchtiger Schwimmer bekannt war. Mit großer Mühe konnte er schließlich vom Dampfer aus gerettet und von einem zufällig anwesenden Arzte wieder ins Leben zurückgerufen

werden. Aber noch während 24 Stunden bangten Ärzte und Angehörige um das junge Leben.“

✓
II.

Zwei weitere Fälle aus älterer Zeit berichtet die bekannte Zeitschrift „Der Türmer“:

In den Briefen des Heinrich Voß wird berichtet, daß Goethe am letzten Neujahrsmorgen, den Schiller erlebte, diesem ein Glückwunschkillett geschrieben hat. Als er es durchlas, fand er zu seinem Schrecken, daß er im Versehen geschrieben hatte: „Der letzte Neujahrstag“ statt der „erneute“ oder „wiedergekehrte“ oder dergleichen. Voll Staunen und Erschrecken zerriß Goethe diese Karte und begann von neuem zu schreiben. Als er an die ominöse Zeile kam, konnte er sich nur mit Mühe enthalten, nicht wieder vom letzten Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! An demselben Tage noch erzählte Goethe der Frau v. Stein den „Zufall“ und sagte, es ahne ihm, daß er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde.

*

*

*

Der Agyptologe Heinrich Brugsch-Pascha hat uns eine Selbstbiographie hinterlassen. In ihr erzählt er, daß er im Auftrag der ägyptischen Regierung im Jahre 1875 der Eröffnung der Weltausstellung zu Philadelphia beizuwohnen hatte. „Im Begriff nach dem nahegelegenen Bahnhof (er befand sich damals bei den Seinen in Göttingen) zu gehen, um den nach Bremen abgehenden Frühzug zu benutzen, erhielt ich auf dem Wege eine Drahtmeldung, die ich sofort öffnete. Sie lautete kurz und bündig: ‚Der Khedive ersucht Sie, augenblicklich nach Kairo zurückzufahren.‘ Mit dem nächsten Gilzuge schlug ich die Richtung

nach Triest ein, um mit dem fälligen Monddampfer mich nach Ägypten zurückzubeben. Ich hatte seit meiner Abreise keine Zeitung gelesen und mußte nicht wenig überrascht sein, als mir von dem Kommandanten des Schiffes die Nachricht mitgeteilt wurde, daß auf dem letzten Bremer Dampfer, demselben, mit welchem ich die Reise antreten wollte, eine von einem Amerikaner, namens Thomas, konstruierte Höllemaschine vorzeitig explodiert sei und mehrere Reisende und sonstige Personen getötet und verwundet habe. Ich danke Gott im stillen, einer möglichen Gefahr für Leib und Leben durch meine Rückberufung entgangen zu sein, und stellte mich bei meiner Ankunft in Kairo sofort dem Vizekönig vor. In der Meinung, von ihm nachträglich besondere Aufträge zu erhalten, die er mir nur mündlich mitteilen könne, war ich nicht wenig erstaunt, aus seinem Munde die Versicherung zu erhalten, er sei hocherfreut, mich heil und gesund zu sehen, habe mir aber durchaus nichts zu sagen. Er habe sich bewogen gefühlt, mich sofort durch den Draht zurückzurufen, da in der Nacht ihm ein Traumbild geraten habe, mich sofort zurückkommen zu lassen, widrigenfalls mir ein großes Unglück bevorstände.“



14.

Bewahrung im Sturm.

Ein Berner Blatt schreibt:
„Glück im Unglück“ hatte eine Mplerfamilie im Isental (Kanton Uri). Der Besitzer eines einsamen Hofes, Theodul Bissig, war an einem Abend in der vergangenen Woche eben mit der Fütterung seines Viehes

beschäftigt, als er durch ein donnerartiges Getöse aufgeschreckt wurde. Er sprang aus dem Stalle gegen das Haus hin und bemerkte nun, daß sich droben am Berge eine gewaltige Felsmasse losgelöst hatte und in mächtigen Blöcken über den steinhart gefrorenen Boden talwärts donnerte. Ein solcher Felsblock, in der Größe eines Stubenofens, kam in fürchterlichen Säzen direkt gegen das Haus zu, in dem des Alplers Familie, die Frau mit zwei kleinen Kindern und einer Pflegerin, sich befand. Mit schrecklichem Gefrach durchschlug der Felsblock gleich einer riesigen Kanonenkugel das ganze Gebäude der Länge nach, so daß es wie ein Kartenhaus zusammenstürzte und im Augenblicke in einen Trümmerhaufen verwandelt war. In der letzten Sekunde hatte Frau Bissig, die eben in der Küche mit der Bereitung des Nachtessens beschäftigt war, noch ins Freie flüchten können. Was aber war aus den beiden Kindern und der Pflegerin geworden, die im Augenblicke des Unheils in der Wohnstube gespielt hatten? Angsterfüllt machten sich die Eltern ans Suchen und Nachgraben, und zu ihrer grenzenlosen Freude fanden sie die drei völlig unverfehrt in der einzigen Ecke des Hauses, die noch halb aufrecht geblieben war. Alles andere samt dem Hausgerät war gänzlich zerschmettert und zum Teil weit über die Wiese zerstreut, nur das Winkelchen, wo die Magd mit den beiden Kindern spielend hinter dem Tische gefessen, war durch ein — Wunder verschont geblieben.



Strafgerichte.

I. Die gestohlene Uhr.

Dem alten Dessauer wurde eines Nachts im Felde seine goldene Uhr — ein wertvolles Kunstwerk — aus dem Zelt gestohlen. Am Morgen, als sich gerade der Stab im Zelte des Fürsten einfand, bemerkte dieser den Verlust. Sein Verdacht lenkte sich sofort auf eine der Schildwachen. Der Musketier wurde gerufen und verhört. „Soll mich der Teufel auf der Stelle holen, wenn ich die Uhr habe!“ rief der Ungeschuldigte betuernd. In diesem Moment aber erklang das Schlagwerk der Uhr in der Tasche des Diebes. Wie vom Blitz getroffen stürzte der Soldat zusammen; ihn hatte vor Schreck der Schlag gerührt. Während die Umstehenden noch fassungslos sich anblickten, nahm ein biederer alter Hauptmann dem Toten die Uhr aus der Tasche und reichte sie Fürst Leopold mit den lakonischen Worten: „So, nun hat der Herr General und auch der Teufel das Seinige!“

II. Der Schuß gegen den Himmel.

In Udine (Norditalien) nahm im Sommer des Jahres 1911 mitten im Gewittersturm ein Gutsbesitzer, dessen Ernte teilweise durch den Hagel zerstört wurde, die Flinte von der Wand und schoß voll Wut über die Verheerung, die der Sturm anrichtete, gegen den Himmel. In diesem Augenblick fuhr ein Blitz vom Himmel und traf den Lästler und tötete ihn.

Ein ähnliches Strafgericht hatten wir schon im ersten Bändchen (Seite 85) aus Belgrad aus dem Sommer 1891 zu melden. —



16.

Brandpredigten.

I. Die verbrannte Bibel im Kamin.

Graf Franz Nadasdy in Ungarn ließ den treuen Zeugen des Evangeliums Stephan Pilarick aus dem Marktflecken Bezsko mit bewaffneter Hand vertreiben und alle seine Bücher und Habseligkeiten in sein eine Stunde entferntes Schloß nach Esei'tsche abführen. Hier befahl der übermütige Graf, in seinem Kastell Feuer anzumachen und alle Bücher des Predigers hineinzuworfen. Die Bibel aber ließ er in seinem rasenden Übermut an einen Bratspieß stecken und herumdrehen, während er und einige seiner Genossen nicht weit davon das Schauspiel mit Lust betrachteten. Da geschah es, daß durch das Auffahren des Fensters ein Wind entstand und mehrere Blätter aus dem Feuer herausgerissen und herumgetragen wurden. Eines derselben flog dem Grafen geradezu in den Schoß, das vom Baron Ladislaus Kevan aufgehoben, von Nadasdy aber aus dessen Hand genommen wurde. Da las der Graf die Worte: „Das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich“ (Jes. 40, 8), und augenblicklich verließ der erblaffende Graf seinen Sitz, wobei noch seines Hofnarren Zuruf den Eindruck kräftigen mochte, der zu dem wegeilenden Grafen sprach: „Herr Graf, was wirst du wohl fühlen, wenn du einst wie hier die Bibel im Feuer liegst?“

II. Die verbrannte Kirche.

In Altenkirchen (Westerwald) brannte vor einigen Jahren die Kirche nieder; nur das zerstörte Schiff blieb stehen. Auf der einen stehen gebliebenen Steinwand war nur deutlich und klar der Spruch geblieben: „Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit!“

III. Das angebrannte, zugewehrte Bibelblatt.

Am 16. September 1855 brach in der Mittagsstunde in dem badischen Dorf Merchingen ein Feuer aus, das vom Winde getrieben und von gefüllten Scheunen genährt, in wenigen Stunden den vierten Teil des Dorfes in Asche legte. Bei diesem Brande flog ein halbverbranntes Blatt einem tief bekümmerten Manne zu, und als er es aufgefangen hatte, fand er, daß es ein Blatt einer Bibel war. Es war herzförmig ausgebraunt und enthielt nur, noch deutlich lesbar, die Worte des Herrn aus der Bergpredigt: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen, und euer himmlischer Vater nährt sie doch, seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“

IV. Das Bibelblatt im Brandschutt auf dem Acker.

Im Dorfe Al., Oberamt Welzheim (Württemberg), brannte im Oktober 1900 dem Landmann * * das dicht am Bach gelegene Haus nieder. Selbst die Fässer im gewölbten Keller wurden bis auf die eisernen Reifen eine

Beute des Feuers. Auch die vor kurzem ins Haus gekommene Bibel verbrannte. — Nach einigen Tagen fand dann ein Glied der vom Brande hart betroffenen Familie, wie uns von befreundeter und dem Hause verwandter Seite geschrieben wird, auf dem nahen Acker ein mit dem Brandschutt dorthin gekommenes halbverbranntes Blatt aus dem theuren Bibelbuche mit den tröstenden Worten des Herrn aus dem Propheten Jesaja: „Denn wie der Himmel höher ist als die Erde, so sind meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken. Denn gleichwie der Regen und der Schnee vom Himmel herabfällt und nicht dahin zurückkommt, er habe denn die Erde getränkt, befruchtet und sie sprossen gemacht und dem Säemann Samen gegeben und Brot den Essenden, also wird mein Wort sein, das aus meinem Munde geht, es wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern es wird ausrichten, was mir gefällt, und durchführen, wozu ich es gesandt habe“ (Jes. 55, 9—11).

V. Der Bibelspruch in der verbrannten Moschee.

Im Jahre 1893 brannte die von den Mohammedanern als altes Heiligtum verehrte Omajaden-Moschee in Damascus nieder, die in die Umfassungsmauern einer ehemaligen christlichen Kirche eingebaut worden war. Das Feuer zerstörte das Innere. Da trat an dem oberen Torbalken des stehen gebliebenen Portals, nachdem der Verputz heruntergefallen war, die bedeutungsvolle alte Inschrift hervor: „Dein Reich, o Christus, ist ein Reich für alle Zeitalter, und Deine Herrschaft besteht in alle Ewigkeit.“



Der erfüllte gottlose Wunsch.

Ein Freund schreibt über das schreckliche Ende eines Bürgermeisters eines hessischen Bauerndorfes folgendes: Dieser Mann war mein Pate, ein Bruder meines Großvaters, er war unverheiratet und bei uns in Pension. Er war sehr geneigt zum Trinken, dazu hatte er noch zwei gute Kollegen. So waren sie nun eines Sonnabends abends alle drei zusammen in unserem Hause, und ich, ein Junge von 12 bis 13 Jahren, mußte ihnen die Schnäpfe herbeiholen. Sie unterhielten sich anfänglich von diesen und jenen Sachen, bis sie angetrunken waren, und dann fingen sie an zu spotten. Einer seiner Kollegen sagte: „Wenn wir dich mal forttragen, dann singen wir: „Jetzt reisen wir zum Tor hinaus, adieu, o Welt, adieu!““ Darauf erwiderte der Bürgermeister: „Glaubst du denn, ich stürb' vor dir? Lieber soll mich der Blitz zum Grab hinein schlagen und alle Elemente sollen sich sträuben. Ihr werdet mich noch nicht da oben auf dem Kirchhof haben.“ Ich saß bei ihm und hörte diese Worte mit an. Eine kurze Zeit darauf lag der Bürgermeister eines Morgens, vom Schlag gerührt, halb gelähmt in seinem Bette, meine Mutter kam und meldete uns diese traurige Nachricht. So lebte er noch vier Jahre. Die letzten Tage, die er lebte, waren sehr traurige. Er schrie ganz entsetzlich: „Helft mir doch, die Schwarzen kommen und wollen mich kriegen!“ Seine Beerdigung war am 17. Februar 19 . . , nachmittags 2 Uhr. Der Leichenzug war groß. Aber unterwegs nach dem Friedhof gab es ein solches Unwetter, daß sich auch wirklich die Elemente sträubten, und wir konnten ihn fast

nicht nach dem Friedhof bringen. Sechs Männer hatten die Totenbahre, jetzt mußten aber die Männer, die der Leiche folgten, Hilfe leisten. Mann an Mann stemmte sich gegen die Totenbahre und gegen die Träger, wir wurden aber von dem furchtbaren Sturm immer mehr zurückgedrängt und konnten kaum zum Friedhofstor hinein. Es gelang mit großer Mühe und Anstrengung, daß wir ihn zum Grabe brachten. Als nun die Träger den Sarg ins Grab senken wollten, kam ein heller Blitzstrahl und zerschmetterte den Sarg. Erschreckt ließen die Träger den Sarg fallen. Der Pfarrer, namens Bickel, rief den Leuten zu: „Ihr Leute, lauft, was ihr laufen könnt, sonst sind wir alle verloren!“ Zu Hause angekommen, sagte mein Vater: „Ihr Kinder, jetzt könnt ihr sehen, daß es einen gerechten Gott im Himmel gibt, jetzt ist's alles geworden, wie sich's der Pate gewünscht hat, die Elemente haben sich gegen ihn gesträubt und der Blitz hat ihn ins Grab geschlagen.“



18.

Die fehlende Börse und das gerettete Kind.

G. S. schreibt zu unserer Frage: „Zufall' oder Gottes Fügung?“ zwei Erlebnisse aus seinem Leben:

Vor mehreren Jahren wollte ich eines schönen Morgens nach L. verreisen. Ich war rechtzeitig auf meiner Station und trat an den Schalter, mir die Fahrkarte zu erstehen. Ich durchsuchte alle meine Taschen — ich hatte die Börse vergessen. Ohne einen Pfennig

nig Geld kann man sich natürlich nicht auf Reisen begeben; wohl oder übel mußte ich umkehren und mir zu Hause erst Geld einstecken. Ich stellte mich zum nächsten Zuge wieder ein, und nun denkt euch meine Überraschung: Von der Station N. war die telegraphische Meldung gekommen, daß der Zug, mit welchem ich morgens fahren wollte, infolge falscher Weichenstellung in einen Güterzug gefahren war: drei Passagiere tot und zehn mehr oder weniger verwundet. Also mit der Reise war es auch jetzt nichts; mir war es auch gar nicht danach zumute. Ich habe aber im stillen Gebete meinem Gott gedankt, daß Er mich in so wunderbarer Weise bewahrt hatte.

*

*

*

Die andere, einfachere Begebenheit ist ganz jungen Datums:

Es mögen ungefähr vier Wochen her sein, da zog in unser Haus über uns ein neuer Mieter ein. Es waren gerade Schulferien, und für meine kleine Grete war es eine angenehme Unterhaltung, aus dem Fenster dem Ausladen der Möbel zuzuschauen. Das heißt, nur eine Weile hielt sie das Zuschauen aus der Ferne aus. Dann zog es sie unwiderstehlich hinab auf die Straße, um tiefere Einblicke in den geheimnisvollen Wagen mit den vielerlei Sachen tun zu können. So hatte sie wohl eine halbe Stunde vor dem Möbelwagen gestanden, der schier unergründlich und unererschöpflich schien, da wurde sie von ihrer Schulfreundin Herta Bündler angerufen, die im gegenüberliegenden Geschäft irgend eine kleine Besorgung erledigt hatte. Meine Grete lief hinüber zu ihr. In dem Augenblicke stürzte durch irgend eine Veranlassung ein schwerer Schrank aus

dem Möbelwagen auf den Asphalt — ausgerechnet gerade dorthin, wo soeben noch meine Kleine gestanden hatte.



19.

Kleine Dinge als Retter.

I. Die Biene als Retterin.

Ein Pfarrer (F. Gl.) schreibt:

Im Frühjahre des Jahres 1895 ging ich in meinem damaligen Wohnorte Polzow, Kreis Prenzlau, hinaus auf den Kartoffelschlag, um zu sehen, ob es trocken genug sei zum Kartoffelpflanzen. Eine kleine graue Wolke zog von Westen herauf, es fielen auch beim lichten Sonnenschein einige Regentropfen. Bald darauf ertönte nur einmal ein schwaches Donnerrollen, und da der Regen ein wenig zunahm, so stieg ich über die angrenzende Kirchhofsmauer und stellte mich zum Schutze an das niedrige Kirchenfenster. In dem Augenblicke kam ein mit gelben Höschen beladenes Bienlein und setzte sich schweratmend auf meinen Arm. Ich bewundere das halbgoldene Tierchen um so mehr, als es zu meinem Stande gehörte, denn meilenweit hatte niemand italienische Bastarde. Wie ich noch so ausschauete, daß ein so unscheinbares Wölkchen so viel Regen spenden konnte, fliegt das Bienlein ab und eilt meinem Hause zu. Dies war mir auffällig, und ich meinte: „Dann kannst auch du die paar Schritte tun und der Imme folgen,“ und ging. Aber kaum war ich am Hofe angekommen, da fuhr ein Blitzstrahl in den Turm,

zündete, durchschlug die Böden und fuhr durch dasselbe Fenster, das ich soeben verlassen hatte! Welch eine wunderbare Errettung, die mir und den Meinen und den Ortseinwohnern lebenslang im Gedächtnis bleiben wird. Der Kirchturm brannte ab.

II. Ein Insekt als Lebensretter.

Zur Zeit der französischen Revolution lebte in Paris der Abbé Latreille, der außer einer Geschichte der Salamander und einer Naturgeschichte der Affen fast ausschließlich Schriften über Insekten veröffentlicht hat, und daher auch mit dem ehrenden Beinamen „Prince de l'Entomologie“ belegt worden ist. Dieser verdiente Gelehrte verdankte, wie jetzt in einer über sein Leben veröffentlichten Schrift erzählt wird, seine Rettung einem Insekt. Die große Revolution, die einen Lavoisier zugrunde richtete, schonte auch diesen Naturforscher nicht. Latreille wurde 1799 verhaftet und zur Verbannung nach Cayenne verurteilt. Als er in Paris in seiner Zelle saß, flog ein Käfer, den er sofort als der Wissenschaft bisher unbekannt erkannte, durchs Gitterfenster in die Zelle herein. Der Arzt, der gerade in die Zelle kam, bemerkte die Erregung des Gefangenen, erstaunte und zog nachher nähere Erkundigungen über ihn ein. Darauf wurde eine Bewegung eingeleitet, die gerade rechtzeitig zur Befreiung des großen Naturforschers führte, denn das Schiff, das ihn nach Cayenne bringen sollte, ging mit Mann und Maus zugrunde. Latreille, dem der Käfer das Leben gerettet hatte, nannte diesen in seinem Werk über die Gattungen der Krustentiere und Insekten „*Insectum mihi carissimum*“. (Mein liebstes Insekt.)

III. Der Brotschimmel als Befreier.

Es war gleichfalls in der französischen Revolution, als einem einfachen königstreuen Manne, der ins Gefängnis geworfen wurde, durch die Liebhaberei seines Knaben die Freiheit und das Leben geschenkt wurden. Germain, so hieß der Knabe, war ein stiller, sinnender Junge, dem das Handwerk seines Vaters eigentlich wenig zusagte. Dieser war Optiker und machte besonders Lupen und Mikroskope, wobei Germain schon helfen mußte. Hatte er auch wenig Neigung dazu, so war er doch stets folgsam. Doch war die Arbeit getan, dann nahm er schnell sein Vergrößerungsglas und eilte in den Garten, wo er sich in einer lauschigen Ecke in das Gras setzte. Hier nahm er die kleinen Moose und die feinsten Gräser unter seine Lupe, und staunend betrachtete er all die feinen, zarten Gewebe und vielfach ineinander verschlungenen Linien. Die gemachten Beobachtungen schrieb er sorgfältig auf, so weit seine Kenntniss reichte. Und je mehr sich Germain mit den kleinen Pflanzen beschäftigte, je größer wurde seine Ehrfurcht vor Gott, der diese Dinge erschaffen hat.

Mit kindlicher Bewunderung las Germain immer wieder den Schöpfungsbericht, den er in einem Auszug aus der Heiligen Schrift besaß, wie durch das Wort Gottes alles entstanden ist, Himmel, Erde und alle Gestirne, und wie Gott dann aus der Erde Gras und Pflanzen hervorsprossen ließ, und wie zuletzt die Tiere und der Mensch auf die Erde gesetzt wurden. Welch ein großer Gott! Und wer anders konnte dies alles erhalten, nähren und kleiden, als Gott allein, der es auch gemacht hatte? Ohne das noch viel größere und herrlichere Erlösungswerk Gottes zu kennen,

fühlte sich Germain doch schon in gewisser Hinsicht glücklich und ruhig bei dem Gedanken, daß Gott ihn kenne und bewahre.

Nur wenig drang von den furchtbaren Schrecken der Revolution, die sich damals in Frankreich erhob und so viele Opfer forderte, in das kleine Haus, und um so größer war der Schrecken, als eines Tages Polizeisoldaten kamen und trotz aller Bitten und Tränen Germain und seinen Vater gefesselt wegführten. Von der Revolutionspartei waren sie angeklagt, daß sie noch treu zu dem alten Königshause hielten, und dafür gab es in dieser schrecklichen Zeit nur eine Strafe: den Tod auf der Guillotine.

Welch ein Wechsel der Umstände! Germain's Vater saß wie gebrochen und trostlos in der dumpfen Kerkerzelle. Er selbst und sein Sohn dem Tode verfallen und seine Frau und die kleineren Kinder einem unbekanntem Schicksal überlassen, wie er es nannte — ja, das war hart. Germain selbst fühlte die ganze Tragweite der Umstände nicht, aber eines glaubte er bestimmt, daß Gott, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, auch ihn und seinen Vater, sowie die anderen Angehörigen leiten und führen und sie nicht verlassen werde. Und das gab ihm solchen Trost, daß er seinem mutlos dastehenden Vater sagen konnte: „Sei ruhig, Vater, Gott erhält alles, auch dich und mich und die Mutter und Geschwister.“

Zweifelnd blickte der geprüfte Mann auf und entgegnete: „Gott? Ach Junge, der kümmert sich um uns kleine Leute nicht. Ja, wenn wir Fürsten oder sonst Große wären, aber solche Geringe wie wir . . .“ Er hielt inne und blickte trübe vor sich hin. Ach, aufzublicken, das vermochte er nicht.

Germain war, wie gesagt, ein stiller, sinnender Knabe. Aber eine Kerkerzelle ist ein so kleiner Raum, daß er selbst für ihn, der doch an Stille und Zurückgezogenheit gewöhnt

war, bald zu eng und klein war und ihn die Sehnsucht nach seiner lauschigen Gartenecke erfaßte. Da diese aber unerreichbar für ihn war, so legte er sich auf den feuchten Boden der Zelle. Und da machte er eine so herrliche Entdeckung, daß er mit einem lauten Freudenschrei aufsprang.

„Was hast du?“ fragte sein Vater erschreckt.

„Sieh hier! Sieh hier! Vater,“ rief Germain, und dabei hielt er diesem seinen Fund vor die Augen.

„Was ist das denn?“ fragte der Vater weiter.

„Was das ist?“ rief Germain freudestrahlend, „das ist ein Stück Brot mit Schimmel bewachsen.“

Fassungslos starrte der Vater seinen kleinen Sohn an. Das verstand er nicht. Germain aber nahm nach seiner ersten Freude das schimmelige Brot und legte es unter die Lupe, die man ihm neben dem Notizbuch gelassen hatte, da die Massenverhaftungen eine genaue Kontrolle kaum möglich machten. Und er sah mehr als die kleinen, winzigen Pilze des Schimmels: er sah Gott darin als den Schöpfer auch dieser so kleinen Gewächse. Und der Gott, der diese in einer Kerkerzelle wachsen ließ, der sollte ihn und den Vater, die Mutter und Geschwister vergessen? Nimmermehr!

Aufs neue in seinem kindlichen Glauben gestärkt, zeigte er dem Vater durch die Lupe die kleinen Pilze und sagte:

„Sieh, Vater, das alles läßt Gott so schön wachsen. Auch diesen ganz kleinen Gewächsen gibt Er selbst in einer Kerkerzelle, was zu ihrem Wachstum erforderlich ist.“

Und dann vertiefte er sich aufs neue in seine Beobachtungen, die er sorgfältig aufschrieb.

So verging eine ganze Zeit, aber nicht mehr in dumpfem, trostlosem Trauern, sondern im fröhlichen Bewundern von Gottes Allmacht und Güte. Denn Germain sparte sich

von seinem Brot und ließ es an besonders feuchten Stellen der Kerkerzelle mit dichtem Schimmel bewachsen. Und immer fand er Neues, das er seinem Vater mittheilte.

Da kam eines Tages ein unerwarteter Besuch. Der Direktor des Gefängnisses untersuchte die einzelnen Zellen, und was fand er? Germain und dessen Vater eifrig beim Beobachten eines Stückchen schimmeligen Brotes. Das war ein großer Gegensatz zu den übrigen Zellen, aus denen ihm so oft Verwünschungen und bittere Klagen entgegentönten. Voll Erstaunen las er die Aufzeichnungen und nahm die Lupe, um Vergleiche anzustellen. Dann wandte er sich an Germain's Vater: „Haben Sie vielleicht früher Botanik getrieben? Ich nehme an, daß Sie doch das alles geschrieben haben?“

Germain's Vater war in großer Verlegenheit. Er wollte nicht lügen, aber auch nicht seinen Sohn einer Gefahr aussetzen, denn man konnte nicht wissen, was die Folgen waren. Doch endlich deutete er stumm auf seinen Sohn, und verwundert rief der Direktor:

„Das ist deine Arbeit?“ Und nach einer Pause fuhr er fort: „Ich habe jetzt keine Zeit. Aber ich werde alles mitnehmen, und Ihr werdet dann weiter von mir hören.“

Die beiden Gefangenen waren wieder allein, ganz allein; was sie noch hatten, war weggenommen. Aber waren sie allein? Nein, Gott war bei ihnen, und Germain versuchte mit diesem Hinweis seinen Vater zu trösten, in dessen Herz Furcht und Hoffnung hin und her wogten.

Und wieder nach einer Zeit wurde zu ungewohnter Stunde die Kerkertür geöffnet und Germain und sein Vater hinausgeführt. Zur Richtstätte? Nein, in die Wohnung des Direktors. Und was fanden sie da? Ach, viel mehr als sie je zu denken gewagt hatten! In zwei schönen, geräumigen Zimmern saßen Germain's Mutter und Geschwister.

Das war eine Freude, wie kein Mensch sie beschreiben kann.

Der Direktor, der selbst ein eifriger Botaniker war, den besonders die Pilze, wozu auch der Schimmel gehört, interessierten, hatte mit großem Erstaunen Germain's Aufzeichnungen gelesen und aus diesen dessen außergewöhnliche Begabung für Botanik erkannt. Und sein Plan war gemacht: er wollte den Knaben retten und nicht allein diesen, sondern seine ganze Familie. So kam es, daß sie sich alle in dem Hause des Direktors wiederfanden und dort blieben bis wieder geordnete Zustände eintraten.

Aber der größte Segen war doch der, daß Germain in seinen weiteren Forschungen fand, daß Gott, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, auch sein Erlöser in Jesu Christo war.



20.

Die rettende Stimme.

Ein alter Mann erzählt:

Einer seligen Eltern Haus, in welchem ich geboren und aufgewachsen bin, steht in Schaffhausen, in der nämlichen Gasse, in welcher sich die Münsterkirche befindet. Schon von frühester Jugend an hatte ich eine besondere Freude an dem Geläute der Kirchenglocken, und sehr bald machte es mir Vergnügen, selber mitzuläuten.

Auch mehreren anderen Knaben ging es so, und die zum Läuten angestellten Männer ließen uns gern gewähren.

Eines Sonntags — es war ein prachtvoller Sommertag im Jahre 1823 — als des Morgens mit der großen Glocke das erste Zeichen geläutet werden sollte, sagten die Männer: „Es ist heute so schön, wir wollen diesmal nicht unten im Turm, sondern oben läuten!“ — Damit stiegen sie zu den Glocken hinauf und nahmen uns Knaben recht gern mit. Oben angelangt, machten sie sich über die Glocken hinauf, um — was man auch kann — von oben herab zu läuten.

Meine Kameraden gingen mit den Männern hinauf; ich allein blieb auf dem Boden unter den Glocken und machte mich an eines der Seile, an welchem diese gezogen werden, mich freuend, daß ich nun an diesem Seil ganz allein ziehen könne und es mit keinem anderen teilen müsse.

Es schlägt halb 8 Uhr, und jetzt wird die große Glocke angezogen. Sie kommt bald in Bewegung und in vollen Schwung. Niemand ahnte etwas Böses. Nur mir kommt das Anschlagen der Glocke sonderbar vor und nicht wie sonst; doch denke ich weiter nichts dabei, sondern ziehe an dem Seil, daran ich stehe, fort und lasse die Glocke immer wieder über mein Haupt hingehen.

Auf einmal höre ich eine Stimme hart vor mir sagen:

„Gang weg, gang weg!“

Ich aber gehe nicht weg, sondern ziehe weiter.

Bald ertönt der Ruf zum zweitenmal, jedoch stärker und dringender:

„Gang weg, gang weg!“

Ich aber folge wieder nicht.

Jetzt ruft's zum drittenmal, und diesmal gar heftig:

„Gang weg, gang weg!“

In diesem Augenblicke befällt mich ein Schrecken. Ich

springe weg, in die andere Ecke, und im selben Moment fährt der viele Zentner schwere Schlägel zur Glocke heraus und schmettert gerade auf die Stelle nieder, wo ich am Seil gestanden hatte.

Es hing also an einem Augenblick. Wäre ich eine halbe Sekunde länger stehen geblieben, so wäre ich unfehlbar zermalmt worden.

Woher kam die Stimme? Eines Menschen Stimme war es nicht; denn auf dem Boden, wo ich stand, befand sich außer mir kein Mensch. Die Leute über der Glocke hatten auch nicht gerufen; sie ahnten selber nicht, was bevorstand, und auch wenn sie gerufen hätten, hätte ich's unmöglich hören können vor dem gewaltigen, übermächtigen Tönen der Glocke.

Nein, es war nicht eines Menschen Stimme, es war die eines Engels, — das war mir sehr schnell ganz klar und gewiß.

Das Plätzlein, wo diese Rettung mir widerfahren ist, sehe ich noch heute vor mir. Manchmal bin ich in späteren Jahren hinaufgegangen in den Turm, und der Platz unter der Glocke dort beim Seil ist mir zum einsamen Bettkammerlein geworden!



Der rettende Gruß und der unsichtbar gewordene Beamte.

Bei dem schweren Eisenbahnunglück in Müllheim in Baden am 17. Juli 1911 erfuhr eine Dame, wie uns „der Christenbote“ berichtet, eine wunderbare Bewahrung. Die Dame hatte bereits Platz genommen in einem Abteil zweiter Klasse, als sie deutlich ihren Namen rufen hörte.

„Erstaunt wende ich mich um,“ erzählt sie, „einen Augenblick überlegend, ob der Ruf wirklich mir gelte, aber ich war gemeint. Aus dem hintersten Wagen winkt mir unter der blauen Mütze eines Bahnbeamten hervor ein gutes, freundlich lächelndes Gesicht. Ich erkannte den Mann nicht, aber öfter im Leben machte ich Bekanntschaft mit Leuten aus dem Volk und freute mich stets solcher Begegnungen. Trotzdem ich eine Fahrkarte zweiter Klasse besitze, zögere ich keinen Moment, dem RUFER zu folgen in der Überlegung, daß mir eine gute Gesellschaft für die Fahrt lieber ist als ein heißer Polstersitz.“

„Die blaue Mütze hat sich zurückgezogen, ich aber steige in den Abteil, in dem ich sie verschwinden sah. Er ist leer bis auf eine Frau, die ich nach dem Mann in der blauen Mütze frage. Es sei niemand dagewesen, sagte sie. Nachdem ich vergeblich auch ins Nebenabteil geschaut hatte, war es höchste Zeit, alle Forschungen nach dem geheimnisvollen Beamten aufzugeben und mich an einem schönen Fensterplatz sesshaft zu machen. Ich besann mich wenig über den

sonderbaren Ruf, der mich auf die Holzbank gebracht, still genoß ich die prächtige Fahrt durch das im Erntepraugen vorüberfliegende Land der alten Markgrafen von Baden-Durlach. Ich erinnere mich deutlich, daß ich jenes nebligen Morgens gedachte, da der edle Großherzog Friedrich in seinem stillen Schrein durch diese Gaue reiste, und von Turm zu Turm die Glocken die Trauer verkündeten.

„Hab' ich ein Nickerchen gemacht und geträumt? Ich weiß nichts, gar nichts mehr bis zu dem schrecklichen Schrei, dessen Grauen alle, die ihn hörten, in Monaten nicht los werden können. Unser Wagen stand mit scharfem Ruck. Wir konnten unbehindert aussteigen, um zu sehen, daß alle Wagen zweiter Klasse völlig zerdrückt waren. Ich hörte, daß ein Beamter in bezug auf den Wagen, in dem ich gefessen, äußerte, er sei wegen Überfüllung der anderen Wagen im letzten Augenblick in Basel angeschoben worden, die Kuppelung, als eine provisorische, habe wohl daher reißen können, als die sinkenden Wagen des vorderen Zugteiles daran zertrten.“



22.

/Der vergessene Regenschirm.

Es war an einem Sonntagnachmittage im Sommer. Da ging ein junger Lehrer in der Nähe der Stadt S. im Walde spazieren. Da hörte er Musik. Wie? hier im Walde Musik? Was mag da los sein? Er ging den Tönen nach.

Der „Jugendbund“ von S. feierte sein Jahresfest.

Da fand er eine große Versammlung im Walde. Aber die Versammlung war gerade zu Ende. Auch das Lied war gesungen. Nun wurde das Schlußgebet gesprochen. Zu diesem Schlußgebet kam er gerade noch rechtzeitig.

Der junge Mann wunderte sich über das Gebet. Er meinte, so hätte er noch nie beten hören. Der Mann redete ja so in seinem Gebet, als ob der Herr Jesus gegenwärtig wäre, als ob er mit Ihm von Angesicht zu Angesicht redete!

Dann wurde bekannt gemacht, am Abend sei noch eine Versammlung im Vereinshause in der Vorstadt S., da würde der Redner noch einmal sprechen.

Also der Mann, der eben so merkwürdig gebetet hatte? Da dachte der Lehrer: wenn der so merkwürdig beten kann, dann möchte ich ihn wohl mal reden hören! Und richtig — was er nie getan — am Abend ging er ins Vereinshaus.

Das Wort Gottes packte ihn. Er mußte ihm recht geben. Aber — er wollte nicht. Als der Redner aufforderte, wer sich dem Heiland ergeben und sich bekehren wolle, der möge noch zurückbleiben, da machte der liebe junge Lehrer schnell, daß er fort kam.

Aber wie er draußen war, merkte er, daß er bei seinem eiligen Fortgehen seinen Regenschirm stehen gelassen hatte. Was nun tun? Sollte er seinen Schirm fahren lassen? Denn wenn er wieder hineinging, dann lief er vielleicht dem Redner gerade in die Hände! Und davor fürchtete er sich sehr.

Was nun tun? Eine Weile stand er und überlegte hin und her. Endlich siegte die Liebe zu seinem Regenschirm, und er entschloß sich, zurückzukehren und ihn zu holen.

Scheu, als ob er auf Diebeswegen ginge, kam er in den Saal zurück. Und richtig, da traf er gerade mit Herrn E. zusammen. Der sah sein scheues Wesen und fragte ihn freundlich: „Nun, mein Freund, Sie haben wohl auch noch keinen Frieden mit Gott, nicht wahr?“ „Nein.“ „Nun, dann wollen wir doch mal zusammen darüber reden!“

Und er setzte sich mit dem lieben Lehrer zusammen hin und zeigte ihm den Weg des Heils. Und der junge Mann ergriff im Glauben das Heil und bekehrte sich klar und entschieden in jener Stunde. — Heute wirkt er im Segen in der Gegend von D., einer Stadt im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier.



23.

✓ Kindererrettungen.

✓ 1. Der aufgeblähte Rock.

Die „Ikehoer Nachrichten“ schreiben unter dem 12. April v. J.: In der Kl. Bergstraße stürzte am Montag der zwei Jahre alte Knabe Hugo Fox aus dem Küchenfenster der im zweiten Stock belegenen elterlichen Wohnung. Vor dem Küchenfenster hatte man einen Frauenrock zum Trocknen aufgehängt. Der Rock blähte sich, der Knabe fiel hinein und blieb im engen Teile des Rockes hängen. Der im ersten Stock an seinem Küchenfenster stehende Kaufmann Ludwig Grieger sah die Gefahr, in der das Kind schwebte, sprang ohne Besinnen auf die Fensterbank, erreichte mit seinen Händen das Kind und hielt dasselbe so lange fest, bis weitere Hilfe kam.

II. Ins Kohlenloch gefallen.

Am Abend des 3. Februar 1881 fuhren Hunderte von Menschen sorglos mit der Eisenbahn aus Paris hinaus. Den wenigsten, die Tag für Tag diesen Weg machen, wird es in den Sinn gekommen sein, daß ihr Leben bei der Fahrt stets nur an einem Faden hängt. Der dichte Nebel, der an jenem Abend über dem Land lagerte, ließ allerdings einige davon reden, wie leicht ein Unglück passieren könnte; aber meist geschah es unter Scherz und Lachen.

Eine Viertelstunde später brauste ein Schnellzug heran und fuhr mit solcher Wucht auf den vorhergehenden, daß eine ganze Reihe von Wagen völlig zersplittert wurde und mit den Trümmern die Schienen bedeckte. Etwa hundert mehr oder minder Verwundete und Tote wurden unter letzteren hervorgezogen.

Im letzten Wagen des ersten Zuges, dessen Insassen fast alle getötet oder verwundet wurden, befanden sich auch zwei Kinder von zehn und drei Jahren. Diese fielen, als der Zusammenstoß erfolgte, wobei der Wagen in tausend Stücke gerissen wurde, durch den Boden auf den Schienenweg, und zwar gerade in ein Kohlenloch, wie sie hie und da zwischen den Geleisen sich finden, so daß auch die nachfolgenden Wagen, ohne sie zu berühren, über ihren Häuption dahinfuhren und ihnen kein Haar gekrümmt wurde.

III. Das Kind und der Engel.

„Mutter, Mutter,“ rief eine Kleine in M. eines Abends in ihrem Bettchen, „siehe, da steht ein Engel an der Tür und winkt mir. Darf ich zu ihm gehen? Bitte, nimm mich heraus!“ Die Mutter bat die Kleine zu schweigen und zu schlafen. Aber diese ruhte nicht. Da nahm sie die Mutter

zulezt auf den Arm und trug sie zur Thür. Und siehe, in diesem Augenblick stürzte ein Teil der Zimmerdecke herunter und schlug das Bettlein, in dem die Kleine gelegen, zusammen. Wer hat sie gerettet? Ein „Zufall“? — *Gott's*



24.

Die voranlaufende Maschine.

Vor etlicher Zeit ging folgende Notiz aus Hamburg durch die Tageszeitungen:

Durch einen Zufall? ist es gelungen, ein großes Eisenbahnunglück zu verhüten. Dem nachts gegen 12 $\frac{1}{2}$ Uhr in Hamburg eintreffenden Kölner Schnellzug pflegt nämlich in Bremen eine zweite Lokomotive vorgespannt zu werden. Da nun der Kölner Schnellzug in der Nacht zum Sonntag eine halbe Stunde Verspätung hatte, ließ man ausnahmsweise die Maschine inzwischen die Strecke allein laufen, damit sie im hiesigen Eisenbahnverkehr Verwendung fände. Als die Lokomotive nun eine in der Nähe von Buchholz bei Hamburg befindliche Brücke überfahren wollte, brach diese zusammen und die Lokomotive stürzte die Böschung hinab. Auf die sofort gemachte Meldung hin wurde der bald darauf nachfolgende Kölner Schnellzug vor der Brücke zum Halten gebracht, und konnten die Fahrgäste nach vier Stunden umsteigen und die Reise fortsetzen. Anders wäre, wenn die Maschine nicht ‚zufällig‘ allein abgelassen worden wäre, nicht diese allein verunglückt, sondern der ganze, mit rasender Ge-

schwindigkeit in die Nacht hineinsausende Schnellzug ein ‚Zug des Todes‘ geworden.“



25.

Die Laune des Rittmeisters.

Aus seinen Kriegserinnerungen erzählt ein Arzt folgendes: „Es war am 5. und 6. August 1870, als wir uns auf der Fahrt nach Frankreich befanden. Im vorderen Teile des Zuges waren wir Ärzte mit unseren Gehilfen und Lazarettgegenständen, den hinteren Teil nahm eine Pferdekolonne ein. Als wir unterwegs den Zug wieder besteigen wollten, hatte es dem kommandierenden Rittmeister der Pferdekolonne beliebt, die Pferde in die vorderen, uns aber in die hinteren Wagen zu bringen, und hielt diese unbegründete Anordnung auch trotz des Widerspruchs des uns befehligenen Rittmeisters aufrecht. Nach mehrstündiger Fahrt wurden wir mitten in der Nacht durch ein fürchterliches Krachen und einen heftigen Stoß aus dem Schlafe geweckt. Der Zug war mit einem anderen zusammengestoßen. Die ersten sieben Wagen waren vollständig zertrümmert und die darin befindlichen Pferde in Stücke gerissen und zerquetscht. Welches unser Los gewesen wäre, wenn wir noch wie vordem im fünften Wagen gesessen hätten, stand uns deutlich und erschütternd vor Augen.“



Merkwürdige Wandlungen.

I. In Spanien.

Der „Volksbote“ schreibt: „Der Palast des Herzogs von Alba in Madrid, der durch seine blutige Verfolgung der Protestanten im 16. Jahrhundert eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, dient heute den Agenten der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft als Wohnung! Die Säle, wo einst die geheimen Zusammenkünfte der Inquisitoren stattfanden, sind jetzt mit Bibeln angefüllt, welche in ganz Spanien verbreitet werden. Die Männer, welche an der Evangelisation Spaniens arbeiten, haben heute das Zimmer inne, in welchem damals der grausame Feind der Hugenotten wohnte, der sich selber rühmte, daß er in den Niederlanden allein 18000 Menschen habe hinrichten lassen.“

II. In Frankreich.

Der „Altar“, steinerne Tisch, der evangelischen Kirche von Montpellier hat eine seltsame Geschichte. Er ist nicht alt, sondern wurde erst in den letzten Zeiten der französischen Revolution errichtet, als nach langen Jahrhunderten die Evangelischen wieder das Recht erhielten, in öffentlichen Gebäuden zusammenzukommen. Der Künstler, der den sogenannten „Altar“ schuf, sagte damals dem Pfarrer: „Sie werden schwerlich darauf kommen, wer mir den Marmor zu Ihrem Altar geliefert hat? Ich habe die Trümmer des Reiterstandbildes Ludwigs XIV. dazu verwendet, nachdem das Denkmal vom Volk vor drei Jahren

zertrümmert worden ist.“ Eine merkwürdige Fügung! Das Denkmal war im Jahre 1685 auf dem Place du Peyrou in Montpellier errichtet worden und hatte den Zweck, eine der ungerechtesten und unheilvollsten Taten Ludwigs XIV. zu verherrlichen: Die Aufhebung des Ediktes von Nantes, das den Evangelischen freie Religionsübung zugesagt hatte. Nachdem das Edikt aufgehoben war, begannen die schrecklichen Verfolgungen des evangelischen Volkes. — Und was war aus dem Denkmal seiner gottlosen Ruhmesstat geworden? —



27.

Dreimal gerettet.

Auf einer Reise von Newyork nach Neuorleans mitten in den Wäldern und Sümpfen Alabamas hielt der Eisenbahnzug bei einem einsamen Blockhaus. Bieurtemps, der berühmte Geiger, stieg mit seinen Gefährten ab, um Tee einzunehmen, vertiefte sich aber in eine Diskussion mit seinen Gefährten über die gegenseitigen Vorzüge Haydns, Mozarts und Beethovens so sehr, daß der Zug abgegangen war, ehe man nur an das Wiedereinsteigen gedacht hatte. Der nächste Zug kam erst in 24 Stunden und überdies hatte sich mit dem versäumten Zuge auch das Gepäck der Reisenden, sowie Bieurtemps' Violine empfohlen. Mit nicht geringer Besorgnis wurde dann am anderen Tage die Reise fortgesetzt. Aber kaum war man

sechs Stunden gefahren, als der Zug still stand. Ringsum zerstreut lagen in der Wildnis die zum Teil arg beschädigten Passagiere und Güter des vorangegangenen Zuges, dessen Lokomotive gesprungen war. Die Violine war aber unverfehrt, zur Freude des so zum erstenmal geretteten Künstlers. Das andere Mal war es in Petersburg, wo ein schützender Engel über ihm gewaltet. Eingeladen, mit einer zahlreichen Gesellschaft auf kleinen Rähnen zu dem jährlichen Feste in Peterhof zu fahren, war er im Begriff, sich hin zu begeben, als ihm eine neue Idee zu seinem E-dur-Konzert einfiel, mit dem er sich eben beschäftigte. Damit hatte das Fest seinen Reiz verloren; trotz des Zuredens der Freunde blieb er zu Hause; die Ideen waren so für ihn erhalten, aber seine Freunde sah er niemals wieder. Der Festtag ward für Rußland in einen Trauertag verwandelt: ein unerwarteter Sturm hatte die Lustschiffe überfallen und die fröhlichen Segler in den Wellen der Newa begraben. Hatte seine „Kunst“ ihn „zufällig“ zweimal gerettet, so sollte es das dritte Mal seine Gutmütigkeit tun. Eben im Begriff, mit einem Dampfschiff von Petersburg nach Lübeck abzugehen, überläßt er einem Fremden, der keine Karte mehr bekommen konnte, auf dessen dringendes Bitten die seinige. Er bleibt zurück — das Dampfschiff, das er verlassen hatte, erreichte nie den Ort seiner Bestimmung, der „Wladimir“ verbrannte auf offener See.

Wird der Künstler, der so dreimal sichtlich gerettet wurde, sich haben warnen und für die Ewigkeit retten lassen? (Sies Hiob 33, 29. 30.)



Frau Rats Geburtstag.

Peter, kannst du mir nicht eine Tasse Kaffee kochen?“ Peter saß auf seinem Schusterstuhl und hämmerte drauf los, er hörte wohl den Ruf seiner kranken Frau aus der Kammer dringen, aber er hätte ihn lieber nicht gehört, denn er erinnerte ihn an sein Elend. Keine Kaffeebohne und kein Geld im Hause und dann Kaffee machen, das war eine Kunst. Peter Lorenz war ein biederer, fleißiger Mann, aber seit Doktor und Apotheke für die kranke Frau so viel verschlangen, wollte der Verdienst nicht mehr zulangen, und seit gestern war er bettelarm. „Peter, sind keine Kaffeebohnen mehr da?“ rief es wieder aus der Kammer. „Sei still, Elise, es wird schon gehen,“ antwortete er nun und ging in die kleine Küche. Er langte die Büchse vom Brett. Aber wie er auch hineinschaute, sie war leer, nur der Geruch von Kaffee war noch drin. Ebenso leer war auch Peters Geldbeutel, und leihen bei den Nacharn war seine Sache nicht. Er wußte einen weit besseren Rat. Peter Lorenz war ein Christ. Er hatte am Morgen einen Psalm gelesen, und ein Vers daraus fiel ihm jetzt ein: „Denn alle Tiere im Walde sind Mein, und das Vieh auf den Bergen, da sie bei tausend gehen.“ (Ps. 50, 10.) Gottes Vorratskammern waren also noch nicht leer. Er speiste ja täglich Seine Tiere, wieviel mehr Seine Menschenkinder, und Er sollte nicht eine Tasse Kaffee schaffen können in dieses leere Haus? Peter klagte sein Anliegen dem Herrn und vertraute, daß ihm geholfen werde. „Ach

Peter," klang es wieder aus der Kammer, „wann bringst du mir denn endlich Kaffee?“ — „Bald, bald, Elise, sei man ruhig, ich mache jetzt Feuer an,“ rief der alte Mann zurück. Und er machte Feuer an und setzte Wasser im Kessel auf. Dann trug er die Tassen herein auf den Tisch. Er klirrte recht mit dem Geschirr, daß die Kranke es hören sollte und in der Hoffnung auf das ersehnte Labfal sich freuen. Das Wasser auf dem Ofen sprudelte und kochte, und zu gleicher Zeit klopfte es an. Eine Magd trat herein mit einem schweren Korb am Arm.

„Herr Lorenz, die Frau Rat schickt Ihnen dies. Wir haben Geburtstag im Haus, und sie wollte gerne jemand eine Freude machen, da dachte sie an Ihre kranke Frau.“

So sagte sie, und husch war sie wieder fort. Peter Lorenz kniete vor seinem vollen Korb und packte aus, er packte aber auch den heißen Dank seines Herzens aus, aber wem? Nicht dem „Zufall“! Bald rasselte die Kaffeemühle, und in weniger als einer Viertelstunde saßen drin im Krankenzimmer zwei glückliche Menschen und tranken Kaffee. In dem Korb war aber nicht nur $\frac{1}{2}$ Pfund Kaffeebohnen, sondern auch Brot, Zucker, Eier, Fleisch und alles Mögliche gewesen. Da trat noch ein guter Freund herein, der des Weges kam. Verwundert sah er den reich gedeckten Tisch bei dem armen Peter. „Komm!“ rief dieser und zog ihn vor den reichgefüllten Küchenskasten. „Sieh hier,“ sagte er, „daß Gott die Liebe ist. Ich hatte Ihn um ein paar Kaffeebohnen gebeten, und da hat Er mir dieses alles gegeben; bin ich nicht ein seliger Mensch in meiner Armut!“

Peter Lorenz und seine Frau sind längst in jenes Land eingegangen, wo es keine Proben mehr gibt. Ein guter Freund von ihnen hat mir das kleine Erlebnis erzählt und mir gesagt, ich brauche es nicht zu verschweigen. So hab' ich's denn hier weiter erzählt, und ich füge noch

hinzu: „Glücklich, wer im Kampf hienieden weiß, daß Gott die Liebe ist.“



29.

„Heute ist Zinstag.“

In den ersten Tagen des Oktober 1855, vormittags — so erzählt der Pastor Büchsel, der Sohn des Gründers der Berliner Stadtmission, im „Pilger von Sachsen“ — stand ich im Matthäus-Pfarrhause in Berlin am Pult meines verstorbenen Vaters und schrieb für ihn. Da klopfte es an die Thür. Auf des Vaters „Herein“ trat ein ärmlich aussehender Mann ins Zimmer, sagte, er sei Schneidermeister, wohne in der Matthäusparochie, es sei Zinstag. Wenn er bis zwölf Uhr mittags seine Miete — fünfzig Taler — nicht bezahlt habe, würde er mit seiner kranken Frau und seinen sechs Kindern auf die Straße geworfen. Er habe gar nichts. Der Vater ging an den Tisch, ihm eine Geldunterstützung zu reichen. „Nein, ich bitte nicht um diese. Sie können mir doch nicht fünfzig Taler geben. Aber im Psalm steht: ‚Rufe mich an in der Not, so will Ich dich erretten.‘ Gerufen habe ich treulich. Hören und helfen wird der treue Gott. Ich komme zu Ihnen, und ich möchte hören, wie der treue Gott und Herr es tun wird. Schon ist's elf Uhr. Bis zwölf Uhr muß das Geld da sein.“ Der alte Vater gab zur Antwort: „Warten Sie die Stunde ab, da werden Sie ja sehen.“

Der Schneider ging. Der Vater diktierte weiter. Etwa zehn Minuten vor zwölf sehe ich nach der Uhr.

„Du möchtest wohl sehen, was mit unserem Schneider wird?“ „Jawohl, Vater!“ Schnell holte ich Rock und Hut. Wir gingen in die Potsdamer Straße auf die Wohnung des Schneiders zu. Bald sahen wir vor einem Hause auf der rechten Seite der Straße eine Matratze auf der Erde liegen, auf ihr eine kranke Frau und um sie herum eine Schar weinender Kinder. „Wo ist denn der Schneider?“ Der Vater blieb stehen. Ich ging die Straße weiter hinter und sah bald den Schneider, wie er auf der anderen Seite der Straße stand, von der aus man damals den Matthäus-Kirchturm noch sehen konnte, die Augen zum Kirchturm gerichtet. Seine Lippen bewegten sich. Ich ging an ihm vorüber und hörte, wie er leise sprach: „Rufe Mich an in der Not, so will Ich dich erretten.“ Es war drei Minuten vor zwölf Uhr. Tief bewegt kehrte ich zum Vater um. Da trat im Augenblick eine Dame zum Vater. „Gut, daß ich Sie hier treffe. Als mein Mann heute morgen in sein Bureau gehen wollte, sagte er zu mir: „Heute ist Zinstag. Heute ist viel Not unter unseren Armen. Hier nimm diesen Fünzig-Talerschein und bringe ihn unserem Pastor. Er wird wissen, wo er damit helfen kann.“ Sie wollte dem Vater das Geld einhändigen; mein Vater sagte: „Nicht mir, nein, dem da,“ und wies auf den Schneider. Ich begleitete die Dame. Sie drückte dem Schneider den Schein in die Hand. Er sprach laut: „Rufe Mich an in der Not, so will Ich dich erretten, und du sollst Mich preisen“ — und — zwölf schlug's im Augenblick vom Matthäusturm.



✓ Auf der Wanderschaft.

Auf meiner Wanderschaft als Schuhmachergeselle im Jahr 1881 kam ich unter anderem nach Dortmund. Hier und in der Umgegend hätte ich wohl Arbeit finden können, aber mein Sinn stand in die Ferne. Ich wollte erst nach Hamburg, dann womöglich nach Amerika. Nach Osnabrück, das ich auch passieren wollte, hatte ich mir bereits postlagernd Geld bestellt, um mir Stiefel kaufen zu können, denn meine jetzigen waren so entzwei, daß ich buchstäblich „auf deutschem Boden“ wanderte.

Doch obwohl ich damals nicht an Gott dachte und Ihn nicht kannte, so wachte doch Sein Auge über mir, und Er hatte Absichten der Gnade und des Heils mit mir. Als ich im Begriff stand, die Herberge in Dortmund zu verlassen und bereits mein Reisebündel umgehängt hatte, kam ein so heftiger Regen, daß ich beschloß, ein Weilchen zu warten, bis derselbe nachließ. Da kam zufällig, wie man sagt, der Briefträger und brachte dem Hausvater eine Postkarte. Darauf stand, daß nach Castrop, etwa 2 1/2 Stunden von Dortmund, ein Schuhmacher gesucht werde. Der Hausvater fragte unter den anwesenden Leuten, ob ein Schuhmacher da sei, und ich meldete mich. Merkwürdigerweise fühlte ich mich sofort bereit, meinen bisherigen Plan aufzugeben und diese Stelle anzunehmen. Der Herbergsvater gab mir die Karte als Ausweis und beschrieb mir den Weg, den ich einzuschlagen hatte, und ohne den Regen abzuwarten, begab ich mich wohlgenut auf den Weg.

Der Meister in Castrop nahm mich auch ohne weiteres an, obwohl er auf der Karte einen ordentlich gekleideten

jungen Mann verlangt hatte, und meine Kleidung so viel zu wünschen übrig ließ. Am ersten Sonntag nach meinem Eintritt kam ich abends von einem Ausgang zurück. Als ich in die Wohnung meines Meisters eintrat, hörte ich durch die halb offene Thür der Wohnstube, daß Besuch da war. Unbemerkt ging ich vorbei, und ehe ich in meine Kammer ging, horchte ich ein wenig auf das, was im Zimmer geredet wurde. Das waren Gespräche, wie ich sie nie zuvor vernommen hatte. Man unterhielt sich über Dinge aus der Bibel, und ich hatte nie gedacht, daß gewöhnliche Leute sich mit derartigem beschäftigten, sondern meinte, das sei nur für Pastoren und gelehrte Leute. Es machte einen Eindruck auf mich, wie ich ihn nicht beschreiben kann, aber ich wagte nicht, etwas darüber zu sagen oder zu fragen. Als die Woche halb herum war, sah ich, wie der Meister am Abend seine Bibel unter den Arm nahm und im Begriff stand, auszugehen. Und da er bis jetzt so freundlich zu mir gewesen war, hatte ich den Mut, ihn zu fragen, wohin er gehe. Er antwortete, er gehe zur Versammlung, wo man gemeinsam Gottes Wort lese und bete; wenn ich wolle, könne ich ihn gern begleiten. Ich machte mich schnell fertig und ging mit. Dort in der Versammlung sah und hörte ich Dinge, die mir völlig neu waren; noch nie waren solche Worte, solche Lieder, solche Gebete an mein Ohr gedrungen. Alles machte einen tiefen Eindruck auf mich, den ich nicht wieder los werden konnte. Ich begleitete fortan oft den Meister, wenn er abends dorthin ging. Es verlangte mich sehr, auch das zu besitzen, was diese Leute besaßen; sie machten alle einen so glücklichen, friedevollen Eindruck. Mein Meister und andere der „Brüder“, als sie sahen, daß Gott in meiner Seele wirkte, redeten mit mir über meinen inneren Zustand und die Errettung, die Gott für verlorene Sünder bereitet hat. Ich erkannte mich in Gottes Gegen-

wart als einen solchen und nahm meine Zuflucht zu Jesu, dem Sohne Gottes, und Er schenkte mir Ruhe und wahren Frieden für mein schuldbeladenes Gewissen. Ich konnte mit einem Male Gott preisen für Seine unendliche Gnade, daß Er auch für meine Sünden Seinen Sohn hatte leiden und sterben lassen. Nun fiel es wie Schuppen von meinen Augen, ich erkannte, wie Gott Seine Hand darin gehabt hatte, daß der Regen mich damals in Dortmund so lange zurückgehalten hatte in der Herberge, bis der Briefträger kam und die Karte brachte. Ich wäre ja sonst nie nach Castrop zu dem gläubigen Meister gekommen und hätte vielleicht nie die wunderbare Gnade Gottes in Christo Jesu erkannt und ergriffen. —



31.

„So seid nun nicht besorgt.“

In einer industriereichen Stadt Sachsens, so schreibt uns ein gläubiger Lehrer aus Sachsen, wohnte ein braver Arbeiter mit seiner aus Weib und sieben Kindern bestehenden Familie. Das Häuschen, etwas zerfallen, lag ziemlich am Ende des Ortes. Der Mann selbst hatte außer dem Hause seine Beschäftigung, während die Mutter mit den drei ältesten Kindern daheim fleißig sticte und manchen Groschen verdiente. Solange nun der Geschäftsgang ein flotter war, ging's auch im Hause gut, sobald aber Stockung eintrat, fiel auch das Thermometer des häuslichen Wohlstandes oft unter Null. Eine solche Krisis trat auch im Jahre 18.. ein. Ende des

Sommers blieben alle Bestellungen aus. Nun war guter Rat teuer. Wohl änderte sich's schon auf Oktober hin, aber andere Gewitterstürme brachen über diese Familie herein. Das Oberhaupt wurde krank, schließlich auch die Kinder. Aber niemand kümmerte sich um sie. Die Wirtin, eine rauhe, robuste Person, welche die Verhältnisse kannte, wurde von Tag zu Tage immer abstoßender, und weil sie fürchtete, das Mietgeld zu verlieren, so bestimmte sie nun, daß dasselbe hinfort allwöchentlich an sie gezahlt würde. Da gab es schwere Sorgen. Gram und Kummer hielten ihren Einzug; bittere Tränen neigten die kleinen, trocknen Bissen. So kam das Weihnachtsfest heran. Überall wurde gebacken, gekauft und geschmückt, und während die Nachbarkinder sich erzählten von all den herrlichen Sachen, welche ihnen beschert würden, standen die armen Kinder des Arbeiters fröstelnd und hungrig vor der Thür. Am Tage vor dem Feste gab es keinen Pfennig, kein Brot mehr. Unter Seufzen sticte die Mutter noch eine kleine Arbeit, welche sie am Morgen erhalten hatte. Sie wollte gern noch abliefern, denn die Besitzerin des Hauses verlangte energisch ihr Geld. Gegen Abend war die Stickerei beendet. Der Kaufmann hatte schon seine Kasse geschlossen, aber durch die bleichen, abgehärmten Züge des armen Weibes ergriffen, nahm er aus Mitgefühl das Gefertigte an und bezahlte auch den geringen Lohn. Nachdem die Frau das Haus verlassen, blieb sie vor einer Laterne stehen. Was sollte sie tun? Sie konnte zählen, so oft sie wollte, so kam immer auf Heller und Pfennig nur die Miete heraus. Aber hatte sie nicht auch sieben hungernde Kinder daheim, die mit Sehnsucht auf sie warteten? Ja, freilich! Aber wohin wollten sie ziehen, wenn die Miete nicht entrichtet würde und die Wirtin die Wohnung kündigte? „Bezahle, was du schuldig bist, für das andere wird Gott

auch noch sorgen," so tröstete sie eine innere Stimme. Rasch entschlossen lenkte sie ihre Schritte dem Häuschen zu. Ohne ein Klagewort händigte sie das Geld der schon bereitstehenden Wirtin aus. Freudig kamen ihr die Kleinen entgegengesprungen. „Mutter, hast du Brot?“ Sie gab keine Antwort. Aber schwere, schwere Tränentropfen, die auf die Kinder und auf die Hausflursteine herabfielen, machten auch die Kinder verstummen. Zwei Augenpaare begegneten sich in der Stube — des Mannes und seines Weibes. Er wußte alles. Still ging er hinaus. Oben in der Dachkammer kniete er nieder und betete. Wie oft hatte er es getan! Sollte alles vergeblich sein? Als er herabkam, saßen die Kinder um den Tisch, als erwarteten sie das Abendbrot. „Es ist schon spät," sagte er, „kommt, geht zu Bette." Weinend gehorchten sie. Die Mutter stillte noch den kleinen Säugling, dann fing sie an, die Stube zu fegen und zu reinigen. Wie viele Tränen aber während der Arbeit in den Wascheimer fielen — das sah nur Er, der alle Haare auf dem Haupte der Seinen und alle ihre Tränen zählt. Schließlich kam auch für sie die Stunde der Ruhe. Sie legte sich nieder. Der Mann blieb noch zurück. Da, als alles still im Hause war, nichts sich mehr regte, schlich er zur Hostür hinaus, und weit hinten an der Ecke des Garten- und Wiesenrandes kniete er noch einmal nieder im tiefen Schnee und betete, ja betete so, daß er Zeit und alles vergaß. Der große, willensstarke Mann, den man sonst nie weinen sah, dieser weinte, ja weinte bitterlich vor Gott, und dort schüttete er sein ganzes Herz vor Ihm aus. Niemand war Zeuge. Und doch! — Unzählige Sterne erstrahlten vom Himmel im lieblichsten Glanze. Sie blinkten so mild, so freundlich herab, als wollten sie den Beter trösten und grüßen und sagen: „Wir sind Zeugen. Harre nur kindlich auf Gott!" Endlich erhob er sich. In diesem

Augenblick erscholl vom Turme her das Lied so feierlich und ernst:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht,
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist.“

Unwillkürlich blieb er stehen, obwohl es ziemlich kalt war. Noch nie hatte er in solcher Weise es blasen hören wie in der gegenwärtigen Mitternachtsstunde. Wollte Gott ihm dadurch Antwort geben auf sein Gebet? Er nahm's so an. Aber noch mehr gab ihm der Höchste. Denn als jetzt der zweite Vers erscholl:

„Die Völker haben Dein geharrt,
Bis daß die Zeit erfüllet ward,
Da sandte Gott von Seinem Thron
Das Heil der Welt, Dich, Seinen Sohn;“

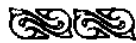
da erkannte er auf einmal die Fülle der Gnade und Liebe Gottes. In jener Stunde erfaßte er Christum — das Heil. In jenem Augenblick erklang ihm das wunderbare Wort der Engel so klar, wie es wohl den Hirten von Bethlehemi auch nicht klarer erklingen mochte, als die himmlischen Boten lobsingend sprachen:

„Ehre sei Gott in der Höhe,
Friede auf Erden,
an den Menschen ein Wohlgefallen!“

Da, jetzt, jetzt konnte er mit Hiob sprechen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Und damit konnte er auch sagen: „Du, der Du Deines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für uns alle hingegeben hast, wie wirst Du uns mit Ihm nicht auch alles schenken?“ (Röm. 8, 31. 32.) Ja,

nun hatte er reichen Trost. In Frieden konnte er sich schlafen legen. Da — frühmorgens — noch lag alles in tiefster Ruhe — pocht jemand an die Haustür und ruft seinen Namen. Er steht auf und öffnet. „Entschuldigen Sie, Herr N.“ begann der Draußenstehende, „mein Meister, Herr Bäckermeister L...ig, hatte heute nacht einen ernstesten Traum, in welchem ihm gesagt wurde, er solle Ihnen sofort Brot senden. Nun schickt er mich, den Lehrling, in der Frühe.“ Dabei übergab er zwei große Brote. Fast konnte der Mann vor Freude dem Knaben kaum danken. Doch, wie er soeben die Brote in das Zimmer trägt, hört er wieder seinen Namen rufen. Schon glaubte er, der Lehrling habe sich getäuscht und stände noch draußen, allein diesmal war es eine Magd, welche mehrere Pfunde verschiedenes Fleisch bringt und ihm mitteilt, daß ihr Herr, der Fleischermeister M., einen Traum gehabt habe, in welchem er aufgefordert worden, unverzüglich der Familie N., wohnhaft in dem kleinen Häuschen der Frau G., Fleisch zu senden, da dieselbe es notwendig bedürfe. Noch redete er mit diesem Mädchen, da kommt der Hausbursche eines reichen Kaufmanns mit einem Korbe und gibt ihm im Auftrage seines Herrn eine Anzahl von Düten, gefüllt mit Reis, Graupen, Bohnen, Linsen, Kaffee, Zucker und dergleichen mehr. Noch hatte dieser das Zimmer kaum verlassen, da erscheint eine vermögende Frau, ebenfalls mit einem Korbe voll Kuchen und Spielwaren für die Kinder. Ja, wie soeben diese Frau das Haus verläßt, tritt ein junger Mann herein und überreicht im Namen mehrerer Personen ein ansehnliches Geldgeschenk. O welch ein Glück war eingekehrt! Überströmend hatte die Gnade, Güte und Treue Gottes sich erwiesen. Während am vergangenen Tage Tränen des Kummers noch flossen, ergossen sich an diesem Tage Tränen des Dankes und der Freude.

Seit dieser Begebenheit sind manche Tage schon dahingerauscht. Gott aber hat weiter Großes an dieser Familie getan. Denn von Stund' an besserten sich die Verhältnisse zusehends. Aber das nicht allein, sondern Kinder und Kindeskinde von diesem Manne wurden nach und nach bekehrt und sprechen heute noch gerne von ihm, in Hochachtung und Liebe seiner gedenkend. Vor ungefähr zwölf Jahren ging er glücklich heim. Mit Preis und Dank gegen Gott und mit der Verherrlichung Jesu Christi, seines Erlösers, schloß er ein. Im himmlischen Vaterhause droben finden ihn die Seinen wieder.



32.

Die abgeschlagene Hand.

Mein Vater, so schreibt ein Herr aus W., besaß eine chemische Fabrik und stellte in seinem Laboratorium oft Versuche mit allerlei leicht explodierenden Stoffen an. Es war uns Kindern aufs strengste verboten, irgend etwas im Laboratorium anzurühren, alle diese Stoffe hießen für uns „Gift“, und wir hatten vor ihnen eine heilsame Angst. Bei einem Umbau des Hauses war auch das Laboratorium verlegt worden, die Retorten, Gläser, Reibschalen usw. waren in Kisten verpackt und sorgsam verschlossen, bis sie später im neuen Raume wieder aufgestellt wurden. Nach einiger Zeit suchte mein Vater eine porzellanene Reibschale, um einen neuen Versuch zu machen; vergeblich, sie war nicht zu finden. Das ganze

Hauspersonal wurde aufgeboten, sie zu suchen; nicht ein Winkel im Hause, in den nicht geschaut wurde, er sei auch noch so versteckt, umsonst, sie fand sich nicht. Der Verlust der Reibschale an sich war ja zu verschmerzen, obwohl sie teuer sind und dort am Orte schwer zu haben; aber in den im Laboratorium gebrauchten Gegenständen befanden sich oft Reste der darin vermengten Stoffe, denn da nur mein Vater dieselben berührte, so hielt er es nicht für nötig, sie sofort zu reinigen, wußte er doch, wie man mit ihnen umzugehen hatte. Er befürchtete deshalb, daß sich auch in diesem Gefäße irgend welche Stoffe befänden und in der Hand des Laien furchtbaren Schaden anrichten möchten. Indessen blieb ihm nichts weiter übrig, als allen Hausgenossen, auch den nur zeitweilig im Hause arbeitenden Tagelöhnern, Waschfrauen usw. das Gefäß aufs genaueste zu beschreiben und alle aufs ernsteste zu warnen, dasselbe nicht zu berühren, wenn sie es etwa finden sollten.

Einige Zeit verging, ohne daß es sich gezeigt hätte, und allmählich wurde es vergessen. Zu dem Hauspersonal gehörte damals auch eine arme Witwe in schon vorgerückten Jahren, die ihrer Bedürftigkeit halber viel beschäftigt und außer ihrem Lohne mit manchem Geschenk an abgelegten Sachen oder Nahrungsmitteln bedacht wurde, denn sie hatte für mehrere Enkelkinder zu sorgen. Sie war fleißig, anscheinend sehr anhänglich und dankbar. Bald fiel es uns indessen auf, daß irgend etwas fehlte, wenn sie geholfen hatte, war's ein Stück Wäsche von der Bleiche, eine Wurst aus dem Rauchfang oder sonst eine wenig auffallende Kleinigkeit. Anfänglich glaubte man an ein Verlegen, einen Irrtum, bald aber ließ sich nicht daran zweifeln, daß man es mit einem Hausdiebe zu tun hatte, der sehr genau Bescheid wissen mußte. Es wurden nun die im Hause Verkehrenden einer genauen Kontrolle unterworfen, und bald

war kein Zweifel, daß die Witwe die Diebin sei. Den Wunsch meiner Mutter, sie nicht mehr zu beschäftigen, lehnte mein Vater ab, ebenso auch die Anzeige und gerichtliche Bestrafung, da er sie nicht ins Unglück bringen wollte.

Um die Frau zu prüfen, hatte meine Mutter ihr von den Diebstählen erzählt; voll sittlicher Entrüstung hatte dieselbe ein solch verwerfliches Tun dann aufs schärfste verurteilt. Hatte sie dies nun als besonderes Vertrauen angesehen und die Eltern auf ganz falscher Fährte geglaubt, kurz, sie wurde kühner und kühner, und einmal fehlte sogar ein ganzer Schinken. Das war meiner Mutter nun doch zu arg, und sie sprach sich gegen die Frau dahin aus, daß der Dieb doch seine Strafe noch einmal erhalten werde. „Ja,“ sagte Frau K., „das ist zu schändlich! Wer so was tun kann, dem müßte Gott doch gleich die Hand vom Leibe schlagen!“ Unwillkürlich überlief uns ein Schauer, als wir das frevelnde Wort hörten, und wir konnten uns einer bösen Ahnung nicht erwehren.

Kurz darauf geschah es, daß sie wieder zu einer Wäsche im Hause war. Mit besonderem Eifer nahm sie sich diesmal des Waschkessels an und erbot sich, ganz gegen ihre Gewohnheit, abends spät noch Holz vom Boden zu holen, damit es am anderen Morgen gleich bei der Hand sei. Der andere Morgen kam, aber statt der Waschfrau die Schreckenskunde, daß sie sich am letzten Abend die Hand abgeschossen habe und im Krankenhaus liege. — Anfangs lähmte das Entsetzen jeden Gedanken. Die Hand abgeschossen! Wie war das möglich? Dann erinnerten wir uns der frevelhaften Worte, die sie kurz zuvor gesagt hatte, und der Gedanke, daß sie jetzt für dieselben bestraft werde, wollte uns nicht verlassen. Meine Mutter begab sich in die Wohnung der Witwe, um sich zu überzeugen, was eigentlich geschehen sei,

und sich der Enkel anzunehmen. Dort erfuhr sie folgende erschütternde Einzelheiten:

Am Tage vorher hatte Frau K. Holz am Boden geholt und war dabei auf eine darunter vergrabene Kiste gestoßen. Schnell hatte sie alles Holz fortgeräumt und die Kiste geöffnet; außer anderen wertlosen Dingen hatte sie auch die vermißte Reibschale darin gefunden, sie zur Seite gestellt, damit sie abends leicht zu erreichen sei, und dann die Kiste wieder mit dem Holze zugepackt. Als sie nach Hause ging, war die Reibschale mitgewandert, die sie unter dem großen Kragenmantel, den alle Frauen jener Gegend tragen, trefflich zu verbergen wußte. In ihrem Zimmer angekommen, hatte sie sich noch nicht einmal die Zeit genommen, diesen Mantel abzulegen, — sofort hatte sie einen eisernen Schuhanzieher ergriffen, der an der Ofentür gehangen hatte und deshalb heiß geworden war, und hatte begonnen, mit diesem Instrument den vermeintlichen Schmutz aus der Reibschale heraus zu kratzen. Plötzlich explodiert die Masse, die Schale zerspringt in Scherben, die Stücke fliegen durchs Fenster; aus der Kommode, auf welche sie die Hand gestützt hatte, sind Teile herausgerissen, die Hand aber, welche die Reibschale gehalten hatte, hängt zerschmettert am Arme, drei Finger sind fortgerissen, die anderen ganz zerfetzt. Ganz betäubt und sinnlos vor Schmerz stürzt die alte Frau aus dem Hause und steckt die zerschmetterte Hand in den Schnee, die Qual zu fühlen. Hier wird sie von den Hausgenossen gefunden, die auf den Knall herbeigeeilt waren. Man bringt sie ins Haus und eilt zum Arzte; der fragt, was geschehen sei, aber sie ist wie von Sinnen, gibt auf keine Frage Antwort und wimmert nur leise vor sich hin: „Die Hand abgeschlagen, die Hand abgeschlagen!“ Da der Arzt die Ursache nicht ergründen kann, so fürchtet er Blutvergiftung und amputiert die ganze Hand und noch ein Stück des Unterarms!

So war an ihr erfüllt, was sie selbst mit frevlem Munde gewünscht, in furchtbarer Weise hatte das Gericht Gottes sie getroffen. Lange lag sie im Krankenhause, endlich genas sie; ihr erster Gang war zu meinen Eltern, sie um Verzeihung zu bitten und einzugestehen, wie schwer sie mit jenen Worten gesündigt habe und wie sie die erlittene Strafe als gerecht erkenne und deshalb geduldig tragen wolle. Mein Vater aber konnte sich über diesen Unglücksfall nicht beruhigen. Er klagte sich der Fahrlässigkeit an und wurde fast tiefsinnig. Vergebens, daß man ihm vorstellte, wie er alle Hausgenossen gewarnt, und daß auch sie es gewußt habe und auch auf keinen Fall sich etwas habe aneignen dürfen, das nicht ihr Eigentum war. Sein Beruf war ihm verleidet, er verkaufte die Fabrik weit unter dem Werte, und wir verließen die Gegend und zogen auf ein ihm gehörendes Landgut, nicht ohne für die arme Frau möglichst gesorgt zu haben; es wurde ihr ein kleiner Handel eingerichtet, da sie ja nicht mehr arbeiten konnte.

Nach Jahren kam ich auf einer Sommerreise wieder in jene Gegend; auf einem Spaziergange durch die Wälder sah ich plötzlich ein armes Mütterchen beschäftigt, sich ein Bündel trocknes Holz zu sammeln. Beim Näherschauen bemerkte ich, daß sie nur mühsam mit einer Hand arbeitete, eine Erinnerung durchzuckte mich, ich erkannte unsere frühere Waschfrau, wenn sie auch sehr gealtert und kümmerlich aussah. Ich redete sie an und erkundigte mich nach ihrem Ergehen; anfangs schaute sie mich zweifelnd an, dann aber erkannte sie mich und brach in Tränen aus. „Ach, wie geht es Ihren Eltern, leben sie noch? Ihre Mutter war immer so gut zu mir. Ja, wenn sie hier geblieben wären, dann ginge es mir wohl nicht so schlecht. Ich habe nie wieder gestohlen, das glauben Sie mir gewiß, aber die Leute trauten mir nicht mehr, und ich konnte nur wenig verdienen. Ach,

Sie glauben nicht, wie sehr ich bereut habe, daß ich jemals gestohlen habe. Gott hat mich hart gestraft, aber Seine Strafe war gerecht.“ Sie wischte mit der runzligen Hand über die Augen und schlich davon; ich sah ihr lange nach, in ernste Gedanken versunken.



33.

Hilfe in der Not.

1. Prediger 5.

Der gläubige Prediger 5. befand sich mit seiner Familie einst in großer Not. Martha, die treue Magd, welche schon oft ihre geringen Ersparnisse der geliebten Herrschaft zur Verfügung gestellt hatte, konnte diesmal auch nicht mehr helfen. Trotz alledem blieb 5. in seinem Vertrauen auf den Herrn unerschüttert. Immer neu brachte er seine Not vor Ihn. Aber siehe, die Kinder vom Hunger gepeinigt, weinten bitterlich, und keine Hilfe erschien. Schließlich sagte 5. zur Magd: „Nimm einen Korb an den Arm, gehe zum Kaufmann N. und bitte ihn, mir fünf Mark zu leihen. Gibt er sie dir, so kaufe das Nötige ein, um unseren armen Kindern den Hunger zu stillen.“ Martha ging. 5. und seine Frau beteten von neuem inbrünstig zum Herrn, Er möge die Magd doch nicht leer zurückkommen lassen. Als diese in die Nähe des Hauses von Kaufmann N. kam, war es ihr peinlich, den gütigen Mann, der so oft geholfen, schon wieder mit einer Bitte zu belästigen, und so ging sie be-

kommen einige Male vor der Thüür auf und ab, ohne einzutreten. Da trat mit einem Male Herr N. heraus; als er sie bemerkte, sprach er sie an: „Sind Sie nicht die Magd des Predigers S.?“ Martha bejahte es. „Ich bin froh,“ sagte N., „daß Sie gerade vorbeikommen; denn einige Freunde gaben mir gestern 100 Mark für Ihre Herrschaft, und ich dachte gerade darüber nach, auf welche Weise ich sie hinbesorgen könnte.“ Martha trat die Tränen in die Augen. Wie wunderbar hatte Gott hier wieder gesorgt! Sie erzählte dem Kaufmann, der gleichfalls ein Christ war, aus welchem Grunde sie gekommen war, und wie es bei ihrer Herrschaft stehe. Herr N. mußte gleichfalls staunen über Gottes gnädige und treue Hilfe. Zugleich forderte er die Magd auf, wenn wieder Not komme, sollte sie sich keinen Augenblick scheuen, zu ihm zu kommen; er werde gerne helfen. Martha besorgte nun schnell die notwendigsten Einkäufe und eilte mit dem übrigen Gelde nach Hause. Wer beschreibt das Staunen und die überströmende Dankbarkeit des Predigers und seiner Frau, als Martha ihren Korb auspackte und ihnen dazu noch eine so beträchtliche Summe Geldes aushändigte! Unter Tränen sanken sie mit der Magd und den Kindern auf ihre Kniee und dankten dem treuen Gott und Vater für die wunderbare Rettung aus der Not. Er hatte auch heute Sein Wort wahr gemacht: „Ehe sie rufen, werde Ich antworten; während sie noch reden, werde Ich hören“ (Jes. 65, 24).

II. Die gefundene nötige Summe.

Lavater, der bekannte Physiognom und Dichter, erzählt: „Ich war Säckelmeister einer milden Stiftung und hatte

als solcher deren Geld in Verwaltung. Da kam ein Freund zu mir und bat mich, ihm eine bestimmte Summe zu leihen; bekomme er sie nicht, so sei er andern Tages bankerott. ‚Ich würde Ihnen gerne das Geld geben,‘ antwortete ich ihm, ‚aber ich habe es nicht.‘ — ‚Sie haben die Stiftungsgelder in Verwahrung; vertrauen Sie mir das Geld an, ich zahle es wieder, ehe Sie Rechnung ablegen müssen. Retten Sie mich vom Untergange!‘ — Ich sträubte mich lange, ließ mich aber endlich durch seine flehentlichen Bitten bewegen, ihm den Willen zu tun. Wie ich es im voraus gefürchtet hatte, so kam es: der Tag, an welchem ich Rechnung ablegen sollte, kam heran, und der Unglückliche konnte nicht bezahlen. In meiner Bedrängnis betete ich inständig zu Gott, Er möge mir einen Weg zeigen und Mittel in die Hand geben, damit ich aus dieser Lage erlöst würde. Ich erhob mich dann von meinen Knien und begann in meiner Betrübniß alle Schubladen zu durchsuchen und zusammenzuraffen, was ich besaß. Da fiel plötzlich mein Blick auf einen kleinen geschlossenen Briefumschlag, den ich gar nicht kannte; ich nahm ihn in die Hand — es war Geld darin; mit zitternden Fingern öffne ich — und siehe, ich finde gerade die Summe, welche ich nötig hatte, um Rechnung ablegen zu können. Wie das Geld aber dahin gekommen, das ist mir bis auf den heutigen Tag ein unergründliches Geheimnis geblieben.“



Mehr Freude als über eine Million Dollars.

Eine Zeitung aus Newyork berichtet: Herr Gould und ein anderer Herr hatten während einer Eisenbahnfahrt einen mehrstündigen Aufenthalt in einer kleinen westlichen Stadt. Sie beschloffen einen Gang durch die nächste Umgebung zu machen.

Noch waren sie nicht weit gekommen, als sie den Ton einer Glocke vernahmen. Um einen Auktionator hatte sich eine neugierige Menschenmenge versammelt und hörte seinem Rufen zu: „500 Dollars (1 Dollar = 4.20 Mk.), 500 Dollars, wer bietet mehr?“

„Was wird denn da versteigert?“ fragte Gould einen jungen Mann.

„Bah,“ erwiderte der, „die Frommen' haben Bankerott gemacht.“

„Wieso?“ fragte Herr Gould.

„Sehen Sie, da haben sie sich ein Versammlungslokal gebaut, aber da ist ihnen das Geld ausgegangen, und nun versteigert der Holzhändler die ganze Geschichte.“

Herr Gould ging auf den Auktionator zu und fragte, welches der Holzhändler sei, dann begann er mit diesem ein Gespräch. „Wieviel beträgt die Schuld?“

„700 Dollars.“

Herr Gould holte sein Taschenbuch heraus, reichte dem Auktionator mehrere Scheine hin und erhielt den Ausweis über den Kauf des Holzbestandes.

Da ging plötzlich ein alter Mann auf ihn zu und fragte: „Herr, Sie sind ein Fremder, was werden Sie nun tun, da Sie das Unrecht auf das Gebäude erworben haben?“

„Warum wollen Sie das wissen?“ fragte Herr Gould.

„Warum?“ antwortete der Greis, „ich bin der Pförtner des Lokals, und alle Gemeindemitglieder und Sonntagschulkinder liegen drinnen auf den Knien und flehen zu Gott, ihnen in der Not zu helfen und ihr Lokal zu retten.“

Herr Gould nahm stillschweigend die Quittung und den Ausweis über den Rechtsanspruch an das Lokal und legte sie in die Hände des Pförtners, dann wandte er sich rasch um und ging nach dem Bahnhof zurück. Der Mann aber eilte in das nun schuldenfreie Gebäude und erzählte alles; die Gemeinde stimmte nun jubelnd ein Loblied an. Dann gingen die Leute zum Bahnhof, um ihren Wohltäter zu suchen und ihm zu danken. Aber der Eisenbahnzug war inzwischen abgefahren, und sie mußten froh sein, daß es ihnen gelang, wenigstens die Adresse des Helfers zu erhalten.

Herr Gould erzählte später, er habe sich in seinem ganzen Leben über nichts so herzlich freuen können, wie über den Brief, den er von dieser Gemeinde erhielt und den jedes einzelne Gemeindeglied unterzeichnet hatte. Dieser Brief sei ihm eine größere Freude gewesen, als wenn ihm jemand eine Million Dollars geschenkt hätte.



35.

Jung-Stilling.

Der fromme Jung-Stilling († 1817) sagt: „Ich setze den Schluß fest, daß nichts von ungefähr geschehe und geschehen könne.“ Er hat mehr als einmal eine wunderbare Fügung Gottes in besonderer Weise erfahren. Hier ein Fall aus vielen: Goethe ließ sich im

Jahre 1772 die Beschreibung von „Stillings Jugend“ und ließ sie nach einigen Jahren heimlich drucken. Nun mußte Stilling um jene Zeit an einem bestimmten Tag 70 Taler bezahlen. Der Termin rückte immer näher, und es zeigte sich keine Aussicht, das Geld zu erlangen. Stilling flehte, fiel auf sein Angesicht, weinte und sein Weib mit ihm — keine Hilfe kam. Endlich ist der gefürchtete Tag da, ein Seufzer nach dem andern steigt zu Gott empor, und siehe, um zehn Uhr kommt der Briefbote: Goethe sendet das Honorar des Buchhändlers für die Lebensbeschreibung mit 115 Talern! Wer das Zufall nennen will, der mag es tun; der gläubige Christ spricht staunend: „Des Herrn Rat ist wunderbarlich, und Er führt es herrlich hinaus.“



36.

Die Granate.

Unser Regiment — so erzählt ein Unteroffizier — rückte im deutsch-französischen Krieg im Jahre 1870 geräuschlos nach Mitternacht von seinem Quartier über Schiltigheim auf der Straße nach Straßburg vor. Als wir an die Stelle kamen, wo die Chaussee eine Biegung macht, wurde Halt kommandiert.

Von der Dunkelheit begünstigt, gingen unsere Leute vor, die Laufgräben auszuheben, während wir auf der Chaussee blieben und, nachdem Deckung für die Arbeitenden geschafft war, uns auf der Rückseite der Chaussee hinabließen und an den Rand legten. Kaum fing der Tag an sich zu lichten, da hatten uns die Feinde in Straßburg bemerkt.

Als bald begann auch eine Kanonade, daß Luft und Erde erbebten. Wir lagen ziemlich geschützt und drückten uns nur noch fester an. Mir ein wenig zur Rechten an der gegenüberliegenden Seite der Chaussee stand ein einsames Häuschen. Es schien unbewohnt. Plötzlich schlug dort eine Granate ein. Sie riß mit einem Krach fast das ganze Dach ab und schleuderte die Sparren weit umher. Einen Moment darauf kam ein Greis mit weißem Haar aus der Haustür und wollte, so schnell ihn seine alten Füße tragen konnten, auf die Chaussee, um zu uns herüber zu gelangen. Kaum war er auf der Mitte der Chaussee angelangt, da summt nicht weit von ihm eine Granate vorüber. Der Luftdruck warf ihn über den Haufen. Ich sah es. Was ich gedacht, weiß ich nicht, die ungeheure Gefahr, in der er schwebte, war mir klar; ich fuhr auf, eilte auf ihn zu, faßte ihn unter die Arme und sprang mit ihm nach unserer Seite der Chaussee hinab und rutschte mit ihm hinunter. In demselben Augenblick ertönte ein neuer furchtbarer Krach. Kameraden hörte ich seufzen, sie lagen mit Erde beschüttet da. Alles war schneller gegangen als ein Gedanke. Als ich nun wieder anfing zu denken und zu sehen, fiel mein Blick zuerst auf meinen Lagerplatz, wo mein Tornister und mein Gewehr liegen sollten — es war zur Seite geschleudert, und genau die Stelle, wo ich gelegen, durch einen Granatsplitter zerwühlt und zerrissen. Unwillkürlich hob sich betend mein Auge nach oben, und meine Lippen flüsterten leise: „Herr, Du hast an mich gedacht!“ — Ja, in solchen Lagen ist wohl jeder bereit, an Gottes Liebe und Erbarmen zu glauben; aber geht man nicht täglich an so vielen Beweisen der Liebe Gottes achtlos vorüber?



Der Sieg der Sanftmut.

Ein Christ und seine Frau in A. (Westfalen) hatten unbefehrte Nachbarn. Eines Tages fehlt Frau . . . ein Gartengerät, und da sie die Nachbarin als unehrlich kennt, sagt sie derselben geradezu, sie solle, falls sie die Hacke habe, ihr dieselbe doch sogleich wiedergeben. Die Nachbarin wird zornig und leugnet, die Hacke zu haben und schüttet ihr einen Eimer Asche über den Kopf. Ohne sich zu rächen, geht die Christin davon, um sich von der Asche zu reinigen. Stillschweigend bringt die Nachbarin dann die vermißte Hacke zurück. Am folgenden Tage sitzt Frau . . . vor der Haustür und näht. Da kommt die böse Nachbarin und schüttet Schmutz vor sie hin mit den Worten: „Da, du ‚Feine‘ (soviel wie Fromme oder Muckerin), da hast du etwas zu riechen!“ Voll Schmerz über die schlechte Tat und die bösen Worte der Nachbarin, hebt Frau . . . den Blick gen Himmel, indem sie innerlich zum Herrn fleht, Er möge doch das feindselige Herz der Nachbarin überwinden. Indem Frau . . . nun nach oben blickt, bemerkt sie, daß unter dem Dach ihres Hauses Rauch hervorkommt. Sie steht schnell auf und findet, daß es in ihrem Hause unter dem Dach angefangen hat zu brennen. Sie kann das Feuer noch löschen, ehe es viel Schaden angerichtet hat, und dankt nun dem Herrn von Herzen für die Schmähworte der Nachbarin, welche sie veranlaßt hatten, nach oben zu blicken und rechtzeitig das Feuer zu bemerken.

Nach einiger Zeit hatten unsere Freunde Gelegenheit, feurige Kohlen auf das Haupt ihrer Feindin zu sammeln.

Der Mann derselben bekam nämlich plötzlich in einer Nacht einen Blutsturz. Sie weckte in ihrer Angst und Not Herrn und Frau . . . , die bereitwillig zu Hilfe kamen; sie hatten ein gutes Mittel zur Hand, welches alsbald das Bluten stillte; dann machte sich Herr . . . noch in der Nacht auf den Weg, um den Arzt zu holen. Durch Gottes Güte wurde der Kranke bald wieder hergestellt. Jetzt hatte sich die bittere Feindschaft der Nachbarin in innige Dankbarkeit verwandelt, und diese machte die vordem feindlichen Leute auch von jetzt ab empfänglich für das heilbringende Evangelium Gottes, das unsere Freunde ihr so lange vergeblich nahezubringen suchten.



38.

Der gefühllose Mann.

In einem größeren Dorfe in Württemberg tadelte im Frühjahr 1906 ein wohlhabender Geschäftsmann eines Sonntagsabends, den er, wie gewöhnlich, im Wirtshaus verbrachte, heftig die Gemeinderäte, daß sie eine Straßenbeleuchtung einrichten ließen. Als man ihm entgegnete, es wäre doch nötig, daß die Beleuchtung gemacht würde des Baches wegen, der zwei Meter breit offen durchs Dorf fließe, da antwortete er und gottlos und wild: „Wenn einer in den Bach fällt, so soll er nur sehen, wie er wieder herauskommt.“ Auf dem Nachhausewege besuchte der Mann noch eine zweite Wirtschaft, etwa 100 Schritte vor seinem Wohnhaus. Als er sich dann von da nach Hause begeben wollte, war es mittlerweile

ganz finster geworden, und der Weg führte ihn etwa 20 Schritte unmittelbar an dem oben erwähnten Bache entlang, er stolperte und fiel, und fiel in den Bach. Als seine Frau unruhig wurde, da ihr Mann nicht zur gewohnten Zeit nach Hause kam, ging sie mit der Laterne fort, um nach ihm zu sehen, und fand ihn zu ihrem großen Schrecken im Bache liegend. Man zog ihn heraus und fand, daß er eine klaffende Wunde an der Stirn trug. Und nach wenigen Minuten war er schon eine Leiche.



39.

Einer hat es gesehen!

Ein Basler „Christliche Volksbote“ hat ein ergreifendes Ereignis mitgeteilt. Wir geben es hier wieder, wie es im Stuttgarter Christlichen Volksfreund abgedruckt ist: Als ich vor vielen Jahren — so erzählt ein Augenzeuge — von Brighton nach London reiste, wurde der Postwagen in einem kleinen Orte durch ein Gedränge aufgehalten, das eine Menge Menschen verursachten. Man erzählte uns, daß die Behörde versammelt sei, um über den Tod eines unbekanntes Mannes zu beraten. Dieser hatte bei dem Eigentümer eines benachbarten Landgutes die Nacht zugebracht und war am Morgen tot im Bette aufgefunden worden. Obschon Herr D., bei welchem er über Nacht gewesen, in keinem guten Rufe stand, hatte man den Leichnam ohne weiteres beerdigt. Da kam eines Tages ein Londoner Kaufmann an und erhielt Vollmacht, die

Leiche ausgraben zu lassen und erkannte seinen Bruder, einen reichen Juwelenhändler, den er mit bedeutenden Geldsummen von einer Reise zurück erwartet hatte. Es war aber bei der Beerdigung kein Geld gefunden worden, und darum schöpfte man Verdacht gegen D. Die Behörden wußten nicht recht, was tun. An dem Leichnam konnten keine Spuren gewaltsamen Todes gefunden werden, und überhaupt sah man nicht ein, wie man dem D. etwas beweisen könne. Nichtsdestoweniger hielten es die Untersuchungsrichter für ihre Pflicht, denselben dem Gerichtshof in London zu überweisen. Auch ich eilte mit einer großen Menge Neugieriger in den Gerichtssaal von London.

Zuerst wurde D. hereingeführt. Er war ein Fünziger mit tiefliegenden schwarzen Augen und harten, stolzen Gesichtszügen. Ich faßte gleich eine unwillkürliche Abneigung gegen ihn, und doch mußte ich mir selber sagen, daß sein ganzes Benehmen ruhig war. Er verbeugte sich gegen die Geschworenen, blickte ruhig auf die Richter und Zuschauer und erwartete mit verschränkten Armen den Anfang der Sitzung, von deren Ausgang seine Ehre, ja vielleicht sein Leben abhing.

Der Gerichtsschreiber verlas nun die Anklageakte; sodann legte der Präsident dem Angeklagten die Frage vor: „Seid Ihr schuldig oder unschuldig?“ — „Unschuldig,“ antwortete D. mit fester Stimme.

Der erste Zeuge ward gerufen; es war der Bruder des Verbliebenen. Er sagte aus, sein Bruder sei ein reicher Juwelenhändler, der große Geschäfte in Deutschland und Holland mache. Vierzehn Tage vor seinem Tode habe er wieder eine Reise angetreten und habe auf der Rückreise ein großes Geschäft abgeschlossen. Die folgende Nacht habe er bei D. zugebracht, wo er dann am folgenden Morgen tot und all des Seinen beraubt gefunden worden sei.

Der zweite Zeuge war der Arzt, welcher den Leichnam untersucht hatte. „Gibt es Gifte,“ fragte der Präsident, „welche gar keine Spur am Toten zurücklassen?“ — „Ja, es gibt ein Gift, das die Wirkung hat, den Blutumlauf plötzlich zu hemmen, und das augenblicklich tötet, ohne daß man eine Spur entdecken kann, woher der Tod kommt.“

„Untersuchen Sie doch diesen kristallinen Zapfen, den man im Schlafzimmer des unglücklichen Reisenden gefunden hat.“ Als der Präsident dies sagte, waren meine Blicke gerade auf D. gerichtet, und ich sah für einen kurzen Augenblick sein Gesicht erbleichen. „Herr,“ sagte der Arzt, „dieser Kristallzapfen gehört zu einer Glasflasche, wie sie hier zu Lande nicht fabriziert werden. Nur das kann ich sagen, daß die deutschen Apotheker solche Kristallzapfen auf Flaschen tun, deren Inhalt leicht verdunstet.“

Der dritte Zeuge sagte aus, „er sei um drei Uhr des Morgens am Hause D.'s vorbeigegangen und habe im Zimmer des Gastes Licht gesehen. Hierüber sei er verwundert gewesen und sei einen Augenblick stehen geblieben und habe bemerkt, daß ein großer Schatten für kurze Zeit das Licht verberge; alsdann habe er zwei Schatten von Personen das Zimmer verlassen sehen, und bald sei alles wieder finster gewesen.“

Nun mangelte freilich das Zeugnis der Haushälterin, aber es hieß, diese sei nicht zu finden gewesen: sie habe den Tag nach dem Ereignis D.'s Haus verlassen und man wisse nicht, wo sie hingekommen sei.

Hierauf beruhte nun die ganze Anklage; es waren da nichts als Vermutungen, die niemals zu einer Verurteilung führen können. Schon rückten die Richter zusammen, um sich über die Freisprechung zu verständigen, als D. um die Erlaubnis bat, einige Worte zu den Geschworenen zu reden. Er begann: „Meine Herren Geschworenen! Ich bin eines

abscheulichen Verbrechens angeklagt worden; ein schrecklicher Verdacht, dessen bloßer Gedanke mein Herz empört, hat über meinem Haupte geschwebt und würde auch nach meiner Freisprechung noch über mir schweben, wenn ich nichts mehr gesagt hätte. Aber es soll gar nichts Dunkles mehr in der Sache bleiben, nachdem Sie mich angehört haben.

„Man hat gesagt, der Unglückliche, der in meinem Hause gestorben ist, sei im Besitze großer Summen Geldes gewesen. Wenn dies auch wahr ist, wer kann denn beweisen, daß er diese Summen noch hatte, als er in mein Haus kam? Kann er nicht unterwegs bestohlen worden sein? Habe ich nicht das traurige Ereignis selber angezeigt? Hat man nicht das ganze Haus genau durchsucht? Ein Zeuge hat erklärt, der Reisende könne durch ein feines Gift getötet worden sein, und der in seinem Zimmer gefundene Kristallzapfen passe zu einer Art von Flasche, in welchen die deutschen Apotheker ihre flüssigen Essenzen aufbewahren. Meine Herren! Alle Nachforschungen nach Gift und nach einer Flasche waren fruchtlos; ebenso unnütz das Suchen nach dem Golde und den Banknoten, welche der Reisende besessen haben soll. Aber nehmen Sie auch an, man hätte die Flasche gefunden, wo hätte ich auch nur von dem Namen und von dem Gebrauch solcher Gifte etwas erfahren? Wo hätte ich sie mir verschafft, da ich mein Lebtag nie in Deutschland gewesen bin?

„Ein dritter Zeuge hat gesagt, er habe des Nachts Licht in der Stube des Reisenden gesehen. Dem ist wirklich also; ich wurde in jener Nacht unwohl und stand auf, um die Haushälterin zu rufen, deren Stube neben dem Schlafzimmer des Gastes war. Dies erklärt das Erscheinen und das Verschwinden der zwei Schatten, von denen der Zeuge redete. Und nun, meine Herren, habe ich Sie noch zu bitten, daß auch der letzte Zeuge verhört werde; ich meine die Haus-

hälterin, die man vergebens gesucht hat und die vor Ihnen erscheinen wird, sobald Sie es verlangen. Sie ist in der Zwischenzeit im Hause meines Advokaten gewesen; denn ich wußte, daß ich viele Feinde habe, und um eine schwache Frau ihren Drohungen zu entziehen, habe ich diese Vorsichtsmaßregel für nötig erachtet und habe sie an einen sicheren Ort versteckt. Jetzt aber hat weder sie noch ich etwas zu befürchten. Darum wird sie nun kommen, Ihre Fragen beantworten und die Wahrheit alles dessen bestätigen, was ich Ihnen nun gesagt habe.“

Diese Anrede zerstörte allen Verdacht; es glaubte jedermann an seine Unschuld. Der Advokat D. holte die Haushälterin. Sie mochte etwa dreißig Jahre alt sein und hatte ein gleichgültiges Gesicht. Die an sie vom Präsidenten gerichteten Fragen beantwortete sie ganz übereinstimmend mit dem, was D. gesagt hatte. Das Verhör war beendet; jedermann hielt die Sache für fertig, und man verwunderte sich, daß der Untersuchungsrichter erklärte, er habe noch einige Fragen an die Haushälterin zu stellen: „Sie haben ausgesagt,“ begann er mit scheinbarer Gleichgültigkeit, „daß Ihr Herr in der Nacht unwohl geworden und in das Zimmer des Reisenden gegangen sei, um dort aus irgend einem Schrank die Mixture zu holen, die er nötig hatte.“ — „Ja, Herr.“

Diese scheinbar unwichtige Antwort schien dem Untersuchungsrichter anzudeuten, daß doch ein Kasten oder Schrank in der Stube des Reisenden gewesen sei, dessen Tür den vom dritten Zeugen angegebenen großen Schatten möchte verursacht haben, obschon D. so bestimmt erklärt hatte, es sei durchaus nichts als Bett, Tisch und Stühle darin.

Der Untersuchungsrichter fragte weiter: „Wo wurde die Mixture hingestellt, die Ihr Herr einnehmen wollte?“ — „Auf den Tisch?“ — „Wo stand dieser Tisch?“ — „Zwischen

dem Kamin und dem Fenster.“ — „Rechts oder links?“ — „Links.“ — „Und das Licht?“ — „Auf dem Tisch?“ — „Der Kasten oder Schrank, aus dem Ihr Herr die Mixtur nahm, blieb ohne Zweifel offen, während er sie einnahm?“ — „Ja, Herr.“ — „Wie lange mag diese Tür offen geblieben sein?“ Auf diese Frage antwortete die Haushälterin nichts; sie hatte gerade einen Blick auf ihren Herrn geworfen und ihn blaß werden sehen. Sie konnte vor Schrecken keine Silbe hervorbringen. „Antworten Sie,“ rief der Untersuchungsrichter mit starker Stimme, „wie lange mag diese Tür offen geblieben sein?“ — „Eine Minute.“ — „Macht diese Tür Geräusch, wenn man sie aufthut?“ — „Nein.“ — „Wissen Sie das gewiß?“ — „Ja, Herr.“ — „Haben Sie gewöhnlich den Schlüssel zu diesem Schrank?“ — „Nein, Herr, ich tue ihn nie auf.“ — „Wer hat denn den Schlüssel?“ — „Mein Herr.“

Ein Fall unterbrach das Verhör. D. war in Ohnmacht gesunken. Man trug ihn hinaus, und zu gleicher Zeit sandte der Gerichtspräsident noch einige Diener in das Haus D.'s, um noch eine genaue Untersuchung der bewußten Stube vorzunehmen.

Im ganzen Saal entstand nun ein Geflüster der Verwunderung und der Neugierde; denn fast niemand hatte die Aussage des dritten Zeugen beachtet, die nun so wichtig geworden war. Alles war sehr gespannt auf den Ausgang dieses merkwürdigen Prozesses.

Endlich wurde der Angeklagte wieder vor die Schranken geführt. Sein Gesicht verriet tödlichen Schrecken; seine Lippen waren blaß, seine Augen starr und seine Beine brachen unter ihm zusammen.

„Ich habe noch etliche Fragen an Sie zu tun,“ sagte nun der Untersuchungsrichter zu der Haushälterin. „Reden Sie ohne Rückhalt: wem gehörte dieser kristallene Zapfen?“

— „Meinem Herrn.“ — „Wann haben Sie ihn zum letztenmal in den Händen Ihres Herrn gesehen?“ — „In jener Nacht, als der Reisende starb.“

In diesem Augenblick traten die abgeschickten Gerichtsdienner wieder in den Saal und brachten eine Briefftasche, eine Uhr, ein Schmuckkästchen, goldene Ketten und eine kristallene Flasche mit, zu welcher der bewußte kristallene Zapfen genau paßte.

„Wir haben,“ sagte einer der Gerichtsdienner, „im Schlafzimmer des Ermordeten eine Wand niedergerissen, dort einen geheimen Schrank entdeckt und in demselben alle diese Gegenstände gefunden.“

Der Bruder des Ermordeten erkannte sogleich die Briefftasche und die Kostbarkeiten, und der Arzt fand beim Untersuchen der Flasche noch einige Tropfen des bewußten feinen Giftes darin. Das waren nun schlagende Beweise. D. wurde zum Tode verurteilt.

So hatte er denn selber müssen seine Verurteilung herbeiführen, indem er im Augenblick seiner Freisprechung noch seine Haushälterin holen ließ.



40.

Der Blutsturz.

Dem „Christl. Botschafter“ entnehmen wir folgende Geschichte:

Dem „Was wollen Sie denn nun tun?“ fragte ein alter Oberst den jungen Mann, der ihm seine peinliche Lage klagte, einen Auftrag ausführen zu sollen, der ihm sehr unangenehm war.

„Ich will mich mit Krankheit entschuldigen.“

„Und sind doch kerngesund? Hören Sie, das würde ich nicht tun!“

„Jeder andere Grund würde meinen Herrn beleidigen.“

Der Oberst schüttelte den Kopf. „Ich habe das einmal in meinem Leben getan, aber ich versichere Ihnen, nie wieder. Sie sollen die Geschichte erfahren: Ich war noch Fähnrich auf der Artillerieschule in Berlin und hatte einen lieben Freund als Stubenkameraden. Wir hielten treu zusammen und teilten Leid und Lust, wie es gerade kam. — Einmal, es war kurz vor dem Examen, hatten wir eine sehr große Arbeit zu machen und unsere Zeit so schlecht benützt, daß wir vor dem Tag der Ablieferung die Nacht zu Hilfe nehmen mußten, um sie fertig zu bringen. Wir kochten uns Kaffee und arbeiteten eine Weile fleißig. Da wurde mein Stubenkamerad müde und legte sich schlafen; ich möchte ihn in einer Stunde wecken, sagte er. Das tat ich, aber kaum hatte er wieder zu arbeiten angefangen, als die Schläfrigkeit ihn von neuem übermannte und er sich trotz all meines Abredens nochmals hinlegte. Wenn ich ihn um 5 Uhr weckte, könne er immer noch fertig werden, meinte er. Aber sich um 4 Uhr zu ermuntern, gelang ihm auch nicht, um so weniger, als ich nun meine Arbeit beendet hatte und mich zur Ruhe begeben konnte. Er schlief, bis es am anderen Morgen Zeit zum Aufstehen war. Nun kam aber die große Verlegenheit. Ohne die Arbeit konnte er nicht zum Unterricht kommen, er mußte also zu Hause bleiben. ‚Entschuldige mich ja ordentlich,‘ trug er mir auf, ‚sage, ich sei krank, meinetwegen sage, was dir irgend einfällt.‘ Recht war mir die Sache nicht, aber im Stich lassen konnte ich meinen Kameraden doch auch nicht, so antwortete ich also auf des Lehrers Frage nach ihm: ‚A. ist krank!‘

„Nun hatte Leutnant K. eine spöttische Manier an sich, die einen immer ärgerte. ‚Ist ja recht merkwürdig,‘ höhnte er, ‚daß er gerade heute zur Abgabe der großen Arbeit krank ist, tut ihm wohl sehr leid.‘ ‚Sehr leid, Herr Leutnant!‘ bestätigte ich. ‚Es ist wohl sehr gefährlich?‘ fragte er wieder mit spöttischem Lächeln. ‚Hoffentlich nicht, Herr Leutnant!‘ Welches Leiden hat ihn denn so urplötzlich befallen, er war ja gestern noch ganz gesund? — Vor der höhrenden Miene ging es nun immer weiter ins Lügen hinein; was konnte ich mir nur rasch ausdenken? — ‚Er hat einen Blutsturz gehabt!‘ fuhr es mir heraus.

„Ob er mir geglaubt hat, weiß ich nicht, aber er ließ mich in Ruhe, und der Unterricht nahm seinen Gang. Mir war doch nicht recht geheuer, meinem Freunde einen Blutsturz aufgelogen zu haben. Wenn es nun herauskommt! war meine Angst, und ich eilte am Schluß des Unterrichts nach Hause, um ihm zu sagen, daß er sich sehr still halten müsse und ein paar Tage nicht ausgehen dürfe, damit niemand etwas merke. Zu meiner Befriedigung sah ich ihn auch nicht am Fenster sitzen, er hatte sich natürlich selbst nicht verraten wollen. Als ich ihn aber nicht im Wohnzimmer fand, wunderte ich mich, ich öffnete das Schlafzimmer, und nun fuhr mir ein Schrecken durch die Glieder, den ich nicht schildern kann und in meinem Leben nie vergessen kann. Auf dem Bett lag mein Kamerad totenbleich, nicht nur, daß er wie im Blut schwamm, sondern auch, wohin ich in der Stube sah, erblickte ich Blutlachen. Vor einer Stunde etwa war er von einem heftigen Blutsturz erfaßt worden.“

„Was meinen Sie zu der Geschichte, lieber Freund?“ fragte der Erzähler den jungen Mann.

„Daß Sie jedenfalls zu den Menschen gehören, die Ahnungen haben.“

„Nun, ich meine dazu,“ sagte der alte Oberst ernst:
„Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“



41.

Die Spinne in der Suppe.

Was war ein merkwürdiges Verhör, welches vor einigen Jahren in Paris stattfand. Die Umstände waren folgende: Ein Mann, der mit seiner Frau in unglücklicher Ehe lebte, nahm sich vor, sie zu vergiften. Lange wartete er auf eine passende Gelegenheit, diesen schrecklichen Plan auszuführen.

Einst war es ihm gelungen, beim Mittagessen das tödliche Pulver in die Mittagsspeise seiner Frau zu mischen, ohne daß dieselbe es gemerkt hatte, aber es war ihm nicht möglich, zuzusehen, wie sie es essen würde, daher verließ er unter irgend einem Vorwand das Zimmer. Während seiner Abwesenheit und noch ehe die Frau die Speise angerührt hatte, fiel eine Spinne auf den Teller; der Anblick flößte der Frau solchen Ekel ein, daß sie die Suppe unmöglich hätte essen können, aber sie dachte, da ihr Mann es ja nicht gesehen, werde es ihm gleich sein können, und wechselte schnell ihren Teller, ehe er wieder hereinkam. Der Mann aß und wurde nach kurzer Zeit von Krämpfen befallen, und mehrere Anzeichen von Vergiftung zeigten sich, so daß die Frau in Verwahrung genommen wurde, auf den Verdacht hin, als habe sie ihren Mann umbringen wollen. Sie beteuerte ihre Unschuld und teilte auf Befragen das Erlebnis mit der Spinne mit, wodurch sie ver-

anlaßt worden, die Teller zu ändern. Auf's höchste erstaunt, wie er durch eine Spinne vom Morde abgehalten worden sei, bekannte der Mann reumütig alles, ehe er seinen Schmerzen erlag.



42.

Die vergessenen Eintrittskarten und der verstopfte Schlüssel.

Sch bin Lehrerin, so schreibt eine Christin dem Herausgeber, in Schöneberg und hatte ein liebes Heim bei einer Kollegin und deren Mutter. Eines Tages baten dieselben mich, in die Philharmonie zu gehen, sie hatten zwei Billetts geschenkt bekommen, und die Mutter war verhindert zu gehen, so sollte ich mit meiner Pflegschwester die Karten ausnützen. Da ich auf ähnliche Bitten schon oft nein gesagt hatte, und sie darüber immer traurig waren, wollte ich nicht wieder ihre Bitten ausschlagen und versprach mitzugehen. Mein Innerstes aber verlangte nicht nach der Musik im gefüllten Konzertsale, vielmehr nach einer stillen Stunde zu meines Heilands Füßen; außerdem hätten auch Vorbereitungen für die Schule gemacht werden sollen, die, falls ich ging, unterbleiben mußten. Was sollte ich nun tun? In meiner Not sagte ich meinem Herrn, was ich auf dem Herzen hatte: wie ich übereilt und um geliebte Menschen nicht zu kränken, ein unvorsichtiges Versprechen gegeben hätte, wie Er selber aber

ja wüßte, daß — dank Seinem treuen, strafenden Heiligen Geiste — mein ganzes Herz danach verlangte, statt weltlicher Musik Ewigkeitsbrot zu essen und lebendiges Wasser zu trinken in stiller Abendstunde, und wie ich auch meine Pflichten für den Beruf in der Zeit lieber erfüllen möchte. Ich bat Ihn, mein Gehen zu verhindern oder mir trotz alledem meine tiefen anderen Bedürfnisse zu befriedigen, ganz wie Er wolle.

Der Nachmittag verging, kein Hindernis kam, — der Abend war da — es war Zeit, aufzubrechen. Ich ging nunmehr in der Annahme fort, mein Herr wolle, daß ich gehe, und Er werde mir morgen in der Schule Seine Hilfe und jetzt Seine beseligende Nähe mitten im Menschengewühle schenken. Als wir auf den 5 Minuten entlegenen Stadtbahnhof kommen, sagt meine Freundin: „Ach, die Eintrittskarten! Ich habe sie vergessen.“ Wir kehren um, dieselben zu holen und mit dem Zuge 20 Minuten später zu fahren. Meine Freundin eilt hinauf, ich warte vor der Tür, es vergehen 10, 20 Minuten. Endlich kommt sie, sie bekam die Tür nicht auf, — wir hatten keine Eintrittskarten. Kurz und gut, wir mußten das Konzert aufgeben. In einem Viertelstündchen öffneten wir die Tür mit dem Schlüssel meiner Pensionsmutter, die inzwischen auch heimkehrte. — Wir untersuchten den anderen Schlüssel, der nicht geschlossen hatte. Was war der Grund? Einige ganz winzige Brotkrümlein waren in das kleine Loch des Bartes gedrungen.

Meine Freundin bat mich um Verzeihung, daß sie mich durch ihre Vergeßlichkeit um ein solches Vergnügen gebracht hatte. — Ich gestand ihr aber nun alles. In meinem Kämmerlein fiel ich bekennend und anbetend auf die Kniee und dankte Ihm, der die Haare auf unserem Haupte gezählt hat und dessen Auge Tag und Nacht, Augenblick für Augenblick uns behütet, dann verlebte ich in inniger Gemeinschaft mit

meinem Herrn und Gott und Vater köstliche Abendstunden in der Arbeit für die Schule und im stillen Ruhen zu Jesu Füßen.



43.

Die gefundene Kanne.

(Aus alten Papieren.)

In einem Städtchen bei Bayreuth in Bayern hat ein armer frommer Handwerksmann gelebt, der hieß Adolf Hornberg. An einem Sonntagnachmittag ist er in einen nahen Wald gegangen. Da hat er denn gesehen, wie nicht weit davon ein Jagdhund die Erde aufgescharrt, und als er hinzugegangen, hat er in dem Loche, das der Hund gescharrt, eine große silberne Kanne gefunden, die war ganz voll Goldstücke. Da ist er auf seine Kniee gefallen und hat Gott gedankt für den Reichthum, den Er ihm beschert. — Als bald aber hat er sich besonnen, daß doch das Geld nicht ihm gehöre. Er ist nun erst nach Hause gelaufen und hat seiner Frau den Fund erzählt. Sie haben wohl beide miteinander noch erst eine Weile kämpfen müssen gegen die böse Lust, die sich noch immer wieder regte. Aber bald sind sie doch eines Sinnes geworden. Er ist am Abend hinausgegangen, hat die Kanne mit dem Gelde geholt und sie zum Ortspfarrer getragen; der hat sich seiner Redlichkeit gefreut und hat ihm einen Brief gegeben an den Hofprediger in Bayreuth, damit er ihn zu dem Fürsten weise. Als der Hofprediger den Brief gelesen hatte, hat er den Adolf Hornberg zu dem

Fürsten geführt, und da hat ersterer die Geschichte seines Fundes erzählen müssen. Dann hat man das Geld herausgeschüttet und durchgezählt. Es ist aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges gewesen, 8000 Gulden, lauter Goldstücke. Der Fürst hat sich der Ehrlichkeit des Mannes sehr gefreut und hat ihm zwanzig Dukaten gegeben. Damit ist er fröhlich heimgegangen zu seiner Frau, und beide haben ihre Freude gehabt mit gutem Gewissen an dem ehrlich erworbenen Reichthum. — Auf dem Boden der Kanne hat man dann noch ein Pergament gefunden: „Anno 1626, den 28. Juni, in der Nacht hat dies Geld in den schweren Kriegszeiten hier versteckt Hans von Hornberg auf Rosendorn. Wer es findet, der gebe es mir oder meinen Erben wieder.“

Das Gut Rosendorn war im Besitz des Fürsten, ein großes, schönes Rittergut. Der Urgroßvater des Fürsten hatte es eingezogen als heimgefallenes Lehen, weil keiner mehr von der Familie Hornberg vorhanden gewesen. Nun hat aber der Fürst die alten Brieffschaften nachlesen lassen, die er mit dem Gute übernommen und die nun im Archiv lagen. Da ist ein Paket alter, ganz vergilbter Briefe dabei gewesen mit der Aufschrift: „Hornbergische Familiennachrichten.“ Da stand denn zu lesen, daß Herr Hans von Hornberg im dreißigjährigen Kriege sei getötet worden, die Wittib aber mit ihren Kindern, deren ältestes Hans Dietrich geheißten, sei nach Dänemark verzogen. Auch fand sich die Nachricht, daß der Hornbergische Amtmann, Klaus Dilsen, der Wittib habe alljährlich 200 Gulden nach Dänemark gesandt bis zum Jahre 1640, allwo er wegen der schlimmen, jämmerlichen Kriegszeiten, da nicht Menschen, nicht Vieh ihre Notdurft mehr gefunden, nichts mehr haben senden können. Im letzten Brief in dem Paket klagte die Witwe dem Amtmann, daß es ihr mit den Kindern gar

kümmertlich gehe, und daß ihr Sohn Hans Dietrich Hornberg sich mit einem Bauernmädchen alldort verheiratet habe. — Weiter fand sich keine Nachricht. Der Fürst hatte befohlen, nach Dänemark zu schreiben und Kunde einzuziehen, ob wohl dort noch jemand lebe von der Familie Hornberg. Da hat man ihm denn Nachricht gegeben, daß Hans Dietrich Hornberg ein ehrlicher Bauer gewesen, der sich ordentlich genährt habe und im Jahre 1692 gestorben sei. Sein Sohn Friedrich Hornberg habe sich ins Haus und aufs Gut verheiratet und sei im Jahre 1740 gestorben. Dessen ältester Sohn habe als Bauer den nämlichen Bauernhof besessen. Ihr einziger Sohn sei nach Deutschland ins Fürstentum Bayreuth gezogen und wohne daselbst als Bauer.

Des hat der Fürst sich gar sehr verwundert und hat in allen Kirchen kundmachen lassen: wer sich Hornberg nenne, der solle an dem und dem Tage nach Bayreuth aufs Rathaus kommen. Adolf Hornberg ist auch in der Kirche gewesen und hat an dem bestimmten Tage sich aufgemacht nach Bayreuth. Als er in die Kanzlei gekommen, seinen Namen genannt und nach der Herren Begehren gefragt, hat der Herr Kanzleidirektor ihn gar verwundert angeschaut und hat gefragt: „Seid Ihr denn nicht der Mann, der den Schatz gefunden?“ „Jawohl, der bin ich,“ hat er erwidert. „Das ist ja doch ganz sonderbar,“ hat der Kanzleidirektor gesagt und hat ihn um 11 Uhr aufs Schloß bestellt.

Der Fürst hat nun angefangen zu fragen, hin und her, wer er sei, wie er heiße, ob er nichts von seinen Vorfahren wisse. Da hat er denn dem Fürsten berichtet, daß er von seinem Vater vernommen, sie stammten aus einer adeligen Familie aus Dänemark, und seines Urgroßvaters Vater habe Hans von Hornberg geheißten. Der Fürst hat dann seinen Taufschein gefordert, und als er den gelesen,

hat er gesagt: „Wie herrlich sind doch die Wege Gottes! Der Schatz, den Ihr gefunden, gehört Euch von Gottes und Rechts wegen. Das Gut hat erst nur 900 Gulden ertragen, jetzt aber bringt es 1500, und ich schulde Euch 600 000 Gulden, die wir bislang von dem Gute genossen.“—

Adolf stand laut weinend vor dem Fürsten und schluchzte endlich heraus: „Nein, nein, Ew. Durchlaucht sollen alles behalten.“ Der Fürst aber hat gesagt: „Da sei Gott für, daß ich etwas von Eurem Erbe behalte, das Euch zukommt von Gottes und Rechts wegen.“

So hat der Fürst ihm denn die Kanne mit den Goldstücken zurückgeben lassen, hat das Gut Rosendorn ihm abgetreten und vom Kaiser seinen Adel erneuern lassen. Nur die 600 000 Gulden auch anzunehmen, dazu hat der Fürst ihn nicht bewegen können, und er hat gesagt: „Nun, so muß ich sie denn wohl behalten, und ich danke Euch dafür, Herr Adolf von Hornberg auf Rosendorn, als für ein Geschenk, das Ihr mir gemacht.“



44.

V Die verfolgenden Wölfe, die Retter der Kinder.

Ein ehemaliger Offizier erzählt: „Am 30. Dezember 1885 fuhr ich mit meiner Frau fünf Meilen weit in einem Schlitten zu meinen Schwiegereltern. Am 31. Dezember war nämlich der Geburtstag meines Schwiegervaters. Unsere kleinen Zwillinge, die erst ein

halbes Jahr alt waren, ließen wir unter der Obhut einer zuverlässigen Wärterin zu Hause. Wir verlebten den Geburtstag recht vergnügt. Am Silvesterabend aber bekam meine Frau eine krankhafte Sehnsucht nach unseren beiden Kleinen. Da ich mich davon anstecken ließ und außerdem fürchtete, wir möchten mit dem Schlitten nicht mehr nach Hause, vor allen Dingen nicht über die Weichsel kommen, so machten wir uns gegen Abend auf die Heimfahrt. Die Bahn war herrlich, die Pferde liefen gut, und wir erreichten schon gegen 9 Uhr den Wald bei Ostromezko. Die Luft wurde klarer, und einige Sterne kamen zum Vorschein. Da fingen die Pferde an unruhig zu werden, sie bäumten sich auf, als wollten sie nicht weiter, und dann begannen sie in rasender Hast vorwärts zu stürmen. In der Ferne hörte man das heisere Bellen zweier Hunde, sonst nichts. Der alte Franzek tat sein Möglichstes, die Pferde zu beruhigen; umsonst, sie rasten vorwärts. Da das Gebell näher kam, sah ich mich um und erblickte zwei alte, dürre Hunde, die unserem Schlitten folgten. ‚Laß sie näher kommen und wische ihnen eins mit der Peitsche aus!‘ befahl ich dem Kutscher, immer noch nichts Schlimmes ahnend. ‚Ach,‘ stöhnte er, ‚es sind ja Wölfe!‘ Er war alt, aus dortiger Gegend und kannte sie von früher; zu damaliger Zeit gehörten sie schon zu den größten Seltenheiten, und waren in dem erwähnten Jahre nur durch den früh eingetretenen, lange anhaltenden Schneefall aus ihren Schlupfwinkeln getrieben und vor Hunger raublustig geworden. Ich peitschte die Pferde, um sie zum äußersten zu treiben; sie flogen mit dem Schlitten dahin, unsere Befolger keuchend hinterdrein. — Meine Frau saß wortlos, leichenblaß, und ich meinte, schon den heißen Atem der Bestien hinter mir zu spüren. Als sie dem Schlitten ganz nahe waren, warf Franzek seinen Pelz hinunter; wir hör-

ten ein wütendes Darüberfallen, ein Ringen um die Beute, und wir bekamen einen Vorsprung; doch bald näherte sich wieder das Bellen und Keuchen, und unsere Furcht wuchs. Nur noch eine kleine Strecke! Das Gut lag vor uns. Wenn nun das Tor geschlossen war, da wir erst am folgenden Tage zurückwartet wurden, was sollte dann aus uns werden? Die Verfolger hatten uns fast erreicht, als wir am Ziele waren. Wir fanden das Tor glücklicherweise geöffnet. — Mit Dank gegen Gott betraten wir unser Heim. Unser erster Gang war nach der Kinderstube. Wir öffneten die Thür: ein dicker Qualm drang uns entgegen, die Kinderfrau lag röchelnd im Bett, die Kinder ruhten bleich in der Wiege. Wir rissen alle aus den Betten, schleppten sie nach unserem Schlafzimmer, schickten nach dem Arzte, der zum Glück zu Hause war, und es gelang unseren vereinten Bemühungen, alle zum Leben zu erwecken. Das Zimmer war abends mit Torf geheizt worden; ein Stück mußte wohl herausgefallen sein und allmählich die Dielen entzündet haben, von denen eine Stelle ganz verkohlt war. Wären wir ein halbes Stündchen später gekommen, so würden die Belebungsversuche bei unseren Kinderchen wohl vergebens gewesen sein. In jener Nacht lernte ich Gott kennen und für Seinen Schutz danken. Es war handgreiflich, daß Seine gnädige Hand im Spiele war. Alles, was wir erlebt, hatte sich vereinigt, um unserer Kinder Leben zu erhalten. Die wilden Tiere, die wir für unsere Verfolger hielten, haben unserer Kinder Retter werden müssen.“

Wahrlich, wie wahr und gesegnet ist das Wort des Dichters:

„Glücklich, wer im Kampf hienieden
Weiß, daß Gott die Liebe ist!“



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	5
1. Der Diamantring	7
2. Die Begegnung auf dem Wege zum Ball	21
3. Die Einquartierung	30
4. Der wiedererlangte Hundertmarkschein	33
5. Die Hofsaune des Gerichts	35
6. Das Loch im Stiefel	39
7. Der festgefahrene Dampfer	44
8. Die verwechselten Beinkleider	47
9. Der Bibelspruch im Vorzimmer	48
10. Zwei Träume, die die Bedrängnis von Freunden förd tun.	
I. Die Schulden des Kaufmanns	50
II. Die Verlegenheiten des Studenten	53
11. Zwei ernste Träume und ihre Erfüllung.	
I. Der Mord in dem Wirtshaus	56
II. Die erfüllte Warnung	60
12. Eine wunderbare Bewahrung	65
13. Gibt es Ahnungen?	69
I. Der ins Wasser gestürzte Sohn	69
II. Zwei weitere Fälle	70
14. Bewahrung im Sturm	71
15. Strafgerichte.	
I. Die gestohlene Uhr	73
II. Der Schuß gegen den Himmel	73

	Seite
16. Brandpredigten.	
I. Die verbrannte Bibel im Aamin	74
II. Die verbrannte Kirche	75
III. Das angebrannte, zugewehrte Bibelblatt	75
IV. Das Bibelblatt im Brandschutt auf dem Acker	75
V. Der Bibelspruch in der verbrannten Moschee	76
17. Der erfüllte gottlose Wunsch	77
18. Die fehlende Börse und das gerettete Kind	78
19. Kleine Dinge als Retter.	
I. Die Biene als Retterin	80
II. Ein Insekt als Lebensretter	81
III. Der Brotschimmel als Befreier	82
20. Die rettende Stimme	86
21. Der rettende Gruß und der unsichtbar gewordene Beamte	89
22. Der vergessene Regenschirm	90
23. Kindererrettungen.	
I. Der aufgeblähte Rock	92
II. Ins Kohlenloch gefallen	93
III. Das Kind und der Engel	93
24. Die voranlaufende Maschine	94
25. Die Laune des Rittmeisters	95
26. Merkwürdige Wandlungen.	
I. In Spanien	96
II. In Frankreich	96
27. Dreimal gerettet	97
28. Frau Mats Geburtstag	99
29. „Heute ist Zinstag.“	101
30. Auf der Wanderschaft	103
31. „So seid nun nicht besorgt.“	105
32. Die abgeschlagene Hand	110
33. Hilfe in der Not.	
I. Prediger S.	115
II. Lavater und die gefundene nötige Summe	116

	Seite
34. Mehr Freude als über eine Million Dollars	118
35. Jung-Stilling	119
36. Die Granate	120
37. Der Sieg der Sanftmut	122
38. Der gefühllose Mann	123
39. Einer hat es gesehen!	124
40. Der Blutsturz	130
41. Die Spinne in der Suppe	133
42. Die vergessenen Eintrittskarten und der verstopfte Schlüssel	134
43. Die gefundene Kanne. (Aus alten Papieren.)	136
44. Die verfolgenden Wölfe, die Retter der Kinder . . .	139

